



HAWK

Fakultät

Soziale Arbeit und Gesundheit

Hildesheim

24

Soziale Arbeit und Gesundheit im Gespräch

WANDERUNG DURCH DIE SOZIALE ARBEIT

UNSERE PROFESSIONEN UND WIR

Dr. Andreas W. Hohmann (Hrsg.)

Soziale Arbeit und Gesundheit im Gespräch

Wanderungen durch die Soziale Arbeit

Unsere Professionen und wir

Dr. Andreas W. Hohmann (Hrsg.)

Unter Mitarbeit der Studierenden (Interview und Grafiken):

Viviana Bavoso

Albina Begiqi

Josephine Dietz

Andrea Gogolin

Lukas Heit

Ronja Kolle

Marisa Kruse

Aileen Mann

Chiara-Maria Marheineke

Lea Marie Scholz

Nina Sinner

Dana Uhlenbrock

Andreas W. Hohmann

„Ich habe jeden Tag das Gefühl, ich kann die Welt verändern.“

Die Vielfalt der Sozialen Arbeit und ihre Professionen

Beginnen wir mit einem Witz über die Soziale Arbeit.

Steigt eine Sozialarbeiterin in ein Taxi.

Fragt der Taxifahrer: „Wohin möchten Sie?“

Daraufhin die Sozialarbeiterin: „Egal – wir werden überall gebraucht.“

Vor einiger Zeit habe ich das Buch des Kulturwissenschaftlers Peter Burke gelesen. In seinem Buch „Giganten der Gelehrsamkeit – Die Geschichte der Universalgenies“ (2020) beschreibt Burke die Biografien von Menschen, die im 16. und 17. Jahrhundert als Universalgenies angesehen wurden, also von Menschen, die sich für viele wissenschaftliche Themengebiete interessierten und Expert_innen auf mannigfaltigen Disziplinen waren. Die heutigen Wissenschaften zeichnen sich ja in großen Teilen darin aus, dass sie hundertprozentige Expert_innen auf einem Gebiet sein wollen. Der Begriff des Universalgenies wird eher negativ gesehen.

Als ich das Buch gelesen habe, dachte ich mir öfter: Ja, das ist die Soziale Arbeit. Die wissenschaftliche Profession der Sozialen Arbeit bildet Menschen aus, die Expert_innen-Wissen aus vielen Bereichen erlangen und in der Praxis anwenden. Sozialarbeiter_innen als Genies? Naja, vielleicht nicht alle und immer. Universal? Auf jeden Fall!

Die Soziale Arbeit übt bei vielen Menschen eine große Faszination aus, gerade wenn es um die berufliche Entwicklung geht. Es gibt nicht „die“ Soziale Arbeit, sondern eine Vielzahl der sozialen Betätigungsfelder. Diese Faszination möchte ich mal mit ein paar Zahlen verdeutlichen: Seit der Gründung des Studienganges Soziale Arbeit/Sozial-Pädagogik steigen die Zahlen der Studienplätze für die Soziale Arbeit. Seit 2016 entscheiden sich mehr Studienanfänger_innen für einen Hoch-

schulabschluss mit sozialem Bezug als für den ansonsten beliebten Studiengang der Ingenieurwissenschaften. Die Faszination zeigt sich auch in einer anderen Zahl: In den Zahlen der Arbeitsplätze. Von 1980 bis 2011 sind die Arbeitsplätze im Sozialen Bereich von 300.000 auf 1,3 Millionen gestiegen. In der Region Hildesheim ist die Soziale Arbeit mit allen ihren vielfachen Einsatzmöglichkeiten mit 30.000 Arbeitsplätzen die größte Arbeitgeberin der Region.

Es gibt nicht nur einen Bedarf an Sozialer Arbeit und Menschen, die in diesem Bereich professionell und wissenschaftlich fundiert arbeiten wollen, auch die Berufsfelder der Sozialen Arbeit entwickeln sich immer weiter. Die Soziale Arbeit ist und war immer vielfältig. Das Berufsfeld der Soziale Arbeit gibt es nicht. Es sind ca. 450 Berufsfelder, die die Soziale Arbeit abdeckt. Die Soziale Arbeit ist immer und überall da. Sie deckt alle Bereiche des Lebens ab – von der Geburt bis ins hohe Alter. Eine Profession mit Anleihen aus vielen anderen Disziplinen.

Aber jetzt mal Hand auf das Herz: Haben Sie jemals von einer Parlamentsdebatte über die Soziale Arbeit gehört? Erinnern Sie sich an eine_n Abgeordnete_n, die/der sich für mehr Investitionen in der Sozialen Arbeit ausgesprochen hat? Lesen oder hören Sie jemals in überregionalen Nachrichten etwas über die Soziale Arbeit? Ja, es gibt den internationalen Tag der Sozialen Arbeit, aber kennen Sie einen Menschen außerhalb der Sozialen Arbeit, der diesen Tag kennt? Und wie sieht es mit einer Erwähnung in den überregionalen Medien aus? Es gibt leider keinen Nobelpreis für die Soziale Arbeit. Dann wäre uns die mediale Aufmerksamkeit gewiss, wenn es einen geben würde. Wir retten zwar nicht jeden Tag die

Welt, aber wir engagieren uns professionell in den regionalen persönlichen Lebenswelten. Wir sind da, wo Menschen die Soziale Arbeit benötigen. Vor Ort.

Trotz der überregionalen medialen und politischen Negierung ist das Bild der Sozialen Arbeit ein Gutes. Vor Ort bzw. der einzelne Mensch mag nicht alle Berufsfelder der Sozialen Arbeit kennen und wertschätzen, aber dort, wo man die Soziale Arbeit und ihr ausgeübtes Berufsfeld kennt, wird die Soziale Arbeit und ihre institutionellen Hilfsangebote positiv von der Bevölkerung wahrgenommen. Das gute Ansehen in weiten Teilen der Bevölkerung gegenüber Menschen mit sozialen Berufen belegt auch eine ältere Studie des DBSH (1999). Dies gilt vor allem für die Tätigkeitsfelder, die von weiten Teilen der Bevölkerung als Teil der Sozialen Arbeit erkannt werden, wie etwa Jugendarbeit, Hilfe in besonderen Notlagen und die Arbeit mit Menschen mit Beeinträchtigung. Dieses Bild überträgt sich auch auf Menschen, die nicht in Kontakt mit der Sozialen Arbeit stehen. Die Soziale Arbeit wird wahrgenommen, aber ihre Tätigkeitsfelder kann von der Bevölkerung, besonders wenn man von einer besonderen Lebenslage nicht betroffen ist, nicht immer detailliert beschrieben werden. Hier haben manche Menschen Bilder im Kopf, die mit dem professionellen Berufsalltag der Sozialen Arbeit nicht immer übereinstimmen. Die Soziale Arbeit ist eine komplexe und vielschichtige Profession mit vielen wissenschaftlichen Disziplinen, dass es fast unmöglich ist, ein umfangreiches Bild über die wissenschaftliche Profession der Sozialen Arbeit zu vermitteln. In vielen Lebenswelten ist die Soziale Arbeit vorhanden und wird benötigt, aber die Öffentlichkeit hat kaum ein verlässliches Bild über die Profession Soziale Arbeit.

Hier kommt das Marketing ins Spiel. Genauer: Das Marketing für die Soziale Arbeit. Marketing ist nicht gleich Marketing! In der Umgangssprache wird Marketing mit Werbung gleichgesetzt. Aber die Soziale Arbeit hat weder etwas zu verkaufen, noch kann sie eine künstliche Nachfrage erzeugen. Menschen, die die Angebote der Sozialen Arbeit nicht benötigen, treten nicht direkt mit uns in Kontakt. Nichts desto trotz ist die Kommunikation der Sozialen Arbeit mit der Öffentlichkeit ein wichtiger Bereich in unserer Arbeit geworden. In einer medialen Welt wie heute spielt Öffentlichkeit eine große Rolle. Die gute Arbeit der sozialen Einrichtungen reicht als Bestätigung ihrer Existenz häufig nicht mehr aus, zumal Teile der Sozialen Arbeit unter einem erhöhten

Rechtfertigungsdruck gegenüber Mittelgebern – und damit der Öffentlichkeit – stehen. Ohne Kommunikation „nur“ gute Arbeit zu machen, genügt heute nicht mehr. In der Sozialen Arbeit ist es wichtig geworden, darzustellen für was man steht, welche Angebote man macht und Position in eigener Sache und häufig auch in Sache unseres Klientels zu beziehen. Häufig ist es auch nötig geworden unsere Angebote einem neuen Klientel zu vermitteln, Ängste und Hürden abzubauen und Dienstleistungen anzusprechen. Die Soziale Arbeit muss also mit der Öffentlichkeit kommunizieren und dazu bedarf es einer vertrauensvollen und ehrlichen Kommunikation. Dazu nutzen wir das ganze Portfolio der kommunikativen Möglichkeiten: von Flyer, Plakat, Presseerklärung, Webseite, Social-Media bis hin zur direkten Ansprache der Interessierten. Kommuniziert werden muss da, wo unsere Zielgruppe sitzt mit den Medien, die unsere Anspruchsgruppe nutzt.

Zu den vielen wissenschaftlichen Disziplinen, die die Soziale Arbeit schon nutzt, ist in den letzten Jahren das Marketing in und für die Soziale Arbeit hinzugekommen. Eine gute Marketingkommunikation für die Soziale Arbeit war auch das Ziel des Projektseminars „Marketing-Kampagnen in der Sozialen Arbeit“, das meine Studierenden in den letzten zwei Semestern erfolgreich besucht haben. Zwei Semester haben wir uns mit Kampagnen-Marketing in der Sozialen Arbeit auseinandergesetzt und das Handwerkzeug von Kampagnen-Marketing für die Soziale Arbeit erarbeitet.

Konkret haben wir uns mit Stereotypen und Klischeebildern in und über die Soziale Arbeit auseinandergesetzt und versucht eine Antwort gegen starre Bilder gegenüber der Sozialen Arbeit zu erarbeiten. Herausgekommen ist ein Band, der die Vielfalt der Sozialen Arbeit und ihre zahlreichen Professionen herausgearbeitet hat. Wir nehmen Sie mit auf eine kleine Wanderung durch den Alltag von einem kleinen Teil der Sozialen Arbeit. Es verdeutlicht ein Bild, das facettenreich, bunt, ideenreich und professionell ist und es macht klar, hinter der Sozialen Arbeit stehen Menschen, die nicht nur engagiert ihre Arbeit tun, sondern professionell handeln.

Ja, medial wird die Soziale Arbeit wahrscheinlich nicht mehr gewürdigt werden. Aber die Soziale Arbeit ist da! Sie arbeitet und steht für Menschen ein, die unser Angebot benötigen.

Mein Dank gilt den Studierenden Viviana Bavoso, Albina Begiqi, Josephine Dietz, And-

rea Gogolin, Lukas Heit, Ronja Kolle, Marisa Kruse, Aileen Mann, Chiara-Maria Marheineke, Lea Marie Scholz, Nina Sinner und Dana Uhlenbrock. Sie sind mit mir die letzten zwei Semester einen manchmal für sie verwirrenden Weg gegangen und haben hoffentlich viel gelernt. Mein Dank gilt auch den Einrichtungen, die in ihrem stressigen Alltag Zeit für die Interviews gefunden haben, um uns einen Einblick in ihren beruflichen Alltag zu geben.

Viviana Bavoso
Hortbetreuung

Interview mit Toni, Sozialarbeiterin in einer Hortbetreuung.

Viviana Bavoso: Darf ich Sie bitten, mir einen typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

Toni: Ich bin in einem Hort tätig, unsere Arbeitszeit beginnt um 12:30 Uhr und zu Beginn bereiten wir das Mittagessen für die Kinder vor. Die Kinder kommen dann aus der Schule und mit ihnen wird dann gemeinsam zu Mittag gegessen.

Der Tag beginnt, indem wir die Kinder mit den Hausaufgaben unterstützen. Dies dauert in der Regel eine bis anderthalb Stunden, je nachdem wie lange die Kinder brauchen und wie viel Hausaufgaben es gibt. Der Nachmittag steht dann frei zur Verfügung. Das heißt, um 15:00 Uhr sind wir im Durchschnitt mit den Hausaufgaben fertig. Danach wird die Spielphase begonnen, wir gehen raus oder es werden Projekte mit den Kindern gestaltet.

Ab 15 Uhr bis 16:30 Uhr ist unsere Abholzeit, dort werden die ersten Kinder abgeholt und zwischendurch werden Elterngespräche geführt oder Anliegen der Eltern besprochen. Um 16.30 Uhr sind Schluss und das letzte Kind wird abgeholt. Einmal in der Woche haben wir eine einstündige Dienstbesprechung, in denen wird im Team über Dinge gesprochen, die die Kinder betreffen oder über Projekte sowie Organisatorisches. Das ist so unser Arbeitsalltag.

V: Mit welchen Herausforderungen werden Sie in ihrem Arbeitsalltag konfrontiert?

T: Einer unserer größten Herausforderungen ist die Kinderzahl. Wir haben im Moment 17 Kinder und sind nur zwei Fachkräfte. Gerade bei den Hausaufgaben ist es so, dass es sehr laut ist und wir gar nicht die Einzelbetreuung leisten können, wie einige Kinder sie bräuchten. Wir haben sehr viele Kinder mit Migrationshintergrund und auch viele Kinder die aus

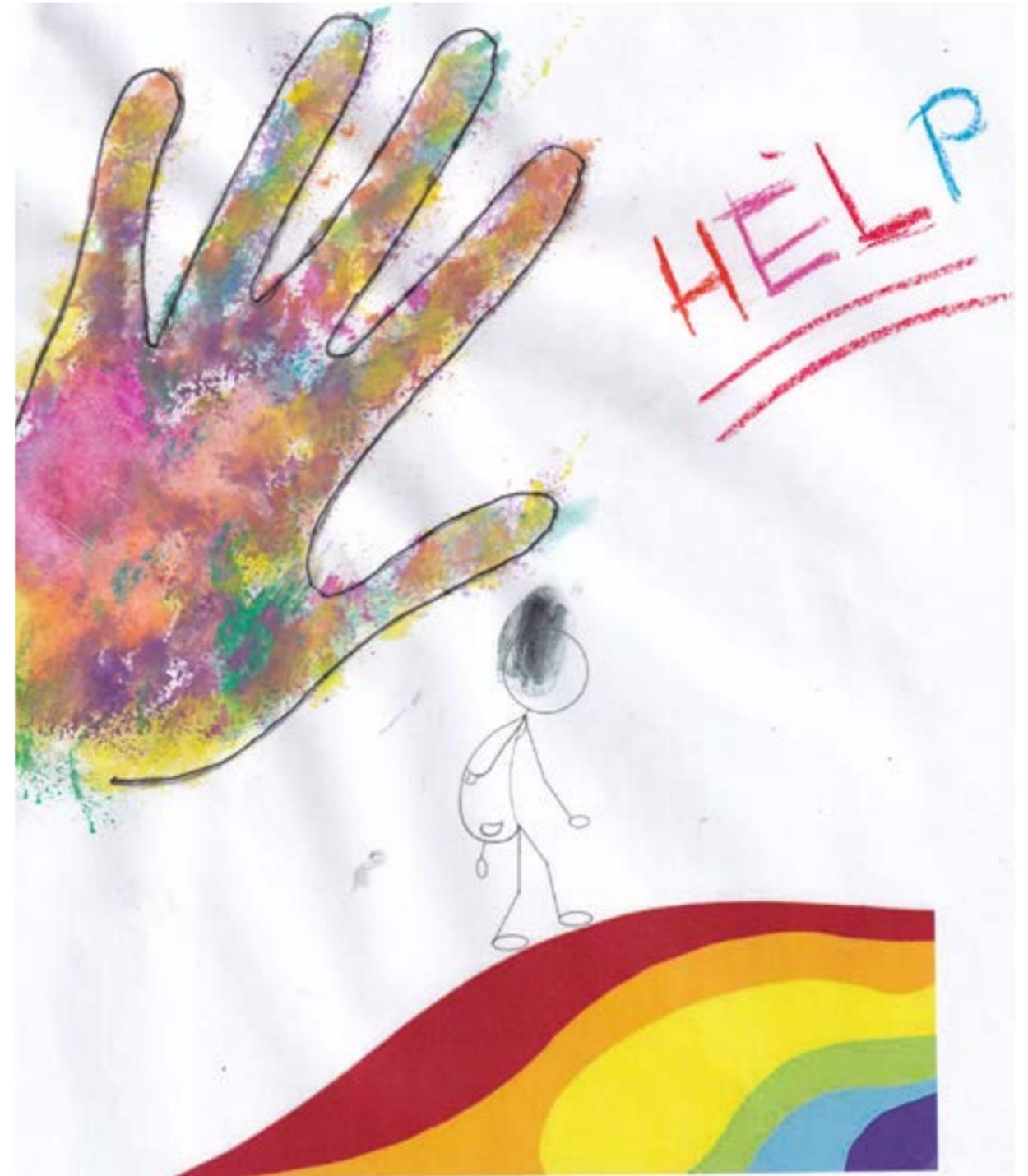
sozial schwächeren Familien kommen, die einfach viel mehr Zeit bei den Hausaufgaben benötigen und auch viel mehr Unterstützung, was wir in dem Sinne nicht für jedes einzelne Kind leisten können. Wir versuchen uns da immer ein bisschen abzuwechseln, das jedes Kind wirklich mal eins zu eins betreut wird und natürlich ist es auch eine Herausforderung, ein Gespräch mit den Eltern zu führen, gerade wenn es Schwierigkeiten bei den Kindern gibt, da die Eltern oft gar nicht das Wissen über bestimmte Verhaltensauffälligkeiten haben oder sie das gar nicht zuordnen können, weshalb das Kind schlecht in der Schule ist. Solche Gespräche sind dann oft sehr schwierig.

V: Was macht denn die Vielseitigkeit in Ihrem Arbeitsalltag aus?

T: Ich glaube die Vielseitigkeit macht aus, dass wir viel mit den Kindern machen, also das wir da die Hauptunterstützer sind und wir versuchen, wenn etwas in der Schule nicht verstanden wurde, dass wir das den Kindern nochmal erklären. Wir sind also praktisch nochmal Nachhilfelehrer, mal Hausaufgabenunterstützung, dann sind wir für die Kinder auch Seelsorger, wenn sie mal Probleme haben. Sie kommen dann zu uns und auf der anderen Seite dann die Arbeit mit den Eltern natürlich, die Gespräche, da ist man auf einer ganz anderen professionellen Ebene als mit den Kindern. Hinzu kommt natürlich noch die Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen wie die Schule zum Beispiel.

V: Und wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Ihrem mit der Klientel?

T: Also mit den Kindern, kommt es immer darauf an, wie gut sie sich bei uns einleben, wenn man sie als Klientel bezeichnen möchte. Natürlich ist es immer schwierig mit Kindern, die vielleicht Zuhause andere Regeln haben oder keine Regeln kennen. Da stoßen wir oft



an Grenzen und gerade wenn die Kinder eingewöhnt werden ist es immer schwierig, aber im Laufe der Zeit, funktioniert das eigentlich mit den Kindern sehr gut und mit den Eltern kommt es dann immer drauf an, wie gesagt manche Eltern möchten gar nicht hören, das es vielleicht Schwierigkeiten gibt oder sind auch gar nicht interessiert daran was im Hort passiert oder was wir mit den Kindern machen. Andere jedoch sind sehr daran interessiert, da sind dann viele Punkte einfacher.

V: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit den Kooperationspartner/innen?

T: Also Kooperationspartner sind bei uns zum einen die Schule, da ist es immer lehrerabhängig. Wir merken vor allem in der Schule, dass die Lehrer sehr wenig Zeit haben, sich dann auch noch darum zu kümmern, was außerhalb der Schule mit den Kindern ist. Wir haben als Beispiel eine Lehrerin, da geht es um ein Kind das Lern- und Konzentrationschwierigkeiten hat. Da ist es auch die Frage, ob das Kind die Grundschule schafft. Mit der Lehrerin haben wir sehr viel Kontakt, aber die Lehrerin ist auch so, dass sie sich privat auch viel darum kümmert und regelmäßig auch bei uns vorbeikommt. Da ist es dann einfacher. Bei anderen Lehrern oder ganz im Allgemeinen ist es oft schwierig in Kontakt zu treten, aufgrund dessen, dass sie wenig Zeit haben und genügend Probleme in der Schule zu klären haben. Ein weiterer Kooperationspartner ist zum Beispiel das Jugendamt, das ist aber eher selten. Zum Beispiel dann, wenn es zur Kinderwohlgefährdung kommt oder wir einen Verdacht haben. Die Zusammenarbeit funktioniert ganz gut. Dann noch die Stadtverwaltung an sich, da ist regelmäßig Kontakt vorhanden, dies erweist sich als ziemlich unkompliziert.

V: Und was motiviert sie in ihrem Arbeitsalltag?

T: Im Endeffekt motiviert es einen, weil man die Kinder ins Herz schließt und man natürlich auch möchte, dass sie zum Beispiel die Schule schaffen, dass sie ihre Lernziele erreichen, dass sie auch was für die Zukunft mitnehmen oder auch in ihrem Alltag allgemein gut zurechtkommen, dass man sie unterstützt. Ich glaube, das ist die Hauptmotivation, weswegen man sich da auch reinhängt, da die Kinder im Mittelpunkt stehen.

V: Was würden sie in Ihrem Arbeitsalltag verändern?

T: Ich würde auf jeden Fall verändern, dass wir

mehr Fachkräfte wären, gerade damit wir alle Kinder richtig betreuen und unterstützen können. Dann würde ich die Zeiten ändern, also in der Zeit von 13- 16:30 Uhr. Es sehr aktuell sehr knapp mit den Kindern intensiv an Projekten zu arbeiten und würde deshalb die Betreuungszeit verlängern, weil ich denke, dass das vielen Kindern helfen würde. Viele Eltern sind berufstätig und arbeiten den ganzen Tag. Einige Kinder gehen nach unserer Einrichtung noch in andere Einrichtungen, um betreut zu werden. Das wären zwei Punkte, die ich ändern würde, damit man mehr Zeit mit den Kindern hat und auch mehr Eins-zu-Eins-Betreuung stattfinden kann.

V: In welchem Berufsfeld sind Sie denn tätig?

T: Ich bin in der Hortbetreuung tätig und da besonders in dem Feld, der Elternzusammenarbeit. Da geht es dann darum, wenn die Eltern Fragen haben, sie zu unterstützen, sowohl im Lebensalltag mit den Kindern zusammen und was dann die Schule betrifft oder was vielleicht auch noch andere Felder betrifft. Das ist der Hauptbestandteil meiner Arbeit.

V: Wie würden Sie ihre Kernaktivitäten ihrer Arbeit beschreiben?

T: Zu den vielen Punkten, die ich bereits schon genannt habe, die Hausaufgabenbetreuung, Projekte mit den Kindern zu gestalten, wie die Elternarbeit, aber sonst gehören viel Organisatorisches dazu, alles was mit dem Büro zu tun hat, dann alles, was zur Dokumentation dazugehört, Beobachtungsbögen, Kinder/Elterngespräche.

V: Was hat sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

T: Eigentlich wollte ich nach dem Studium in der Uni bleiben und an der Uni arbeiten, jedoch war ich durch Praktika schon in der Einrichtung und mich hat vor allem motiviert zu sehen, dass es in der Praxis etwas anderes als in der Theorie ist. Als Beispiel Chancengerechtigkeit. Mein Anliegen war es dies dann in der Praxis umzusetzen und da viele Kinder mit unterstützen zu können.

V: Was macht aus Ihrer Sicht Ihr Berufsfeld aus?

T: Darüber habe ich ja schon viel berichtet, aber zusammengefasst die Zusammenarbeit mit den Kindern und mit den Eltern.

V: Welche Voraussetzungen/Qualifikationen



muss man erfüllen, um in Ihrem Beruf arbeiten zu können?

T: Grundsätzlich braucht man viel pädagogisches Grundwissen, welches sich aus verschiedenen Bereichen zusammenschließt, aus der Sozialpädagogik, Psychologie, alles was auch Grundthemen im Studium sind. Dann das Wissen, wie man mit Eltern spricht, wie man Kontakt zu Kooperationspartnern hält, dies sind die Hauptpunkte. Es kommen jedoch auch mehrere Sachen hinzu, also wenn man zum Beispiel ein Kind mit ADHS hat, gehört natürlich nochmal ein ganz anderes Wissen dazu oder bei einem Hochbegabten Kind, dies erschließt sich dann aus vielen Punkten.

V: Haben Sie denn Vorerfahrungen in anderen Berufsfeldern gesammelt, die Ihnen in Ihrem jetzigen Beruf weiterhelfen?

T: Nein, ich war zwar vorher in Praktika in derselben Einrichtung und alles was an Wissen hinzugewonnen wurde, war aus der Einrichtung.

V: Was sind die Zielgruppen beziehungsweise welche Menschen werden durch Ihren Bereich der Sozialen Arbeit erreicht?

T: Das sind die Kinder im Grundschulalter und die Familien, die dazugehören.

V: Wird und vor allem wie wird Ihr Berufsfeld aus Ihrer Sicht von der Gesellschaft wahrgenommen?

T: Ich glaube, das ist immer schwierig. Ich denke, dass die Gesellschaft gar nicht alles sieht, was wir an Arbeit leisten und vielleicht auch gar nicht die Bedeutung kennt, gerade in Bezug auf den Hort. Ich finde, viele denken die Kinder werden betreut, bespaßt und viele vergessen, dass wir auch einen starken Bildungsauftrag haben, dies wird noch zu wenig gesehen.

V: Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

T: Ich glaube das man viel mehr informieren muss was in einem Hort passiert, dass den Eltern oder den Familien erklärt wird, dass auch ein Hort eine Einrichtung ist, die die Familien unterstützt, die die Kinder unterstützt, die einen Bildungsauftrag hat, ich glaube, da muss ein bisschen mehr Öffentlichkeitsarbeit geleistet werden und viel mehr Aufklärung erfolgen, was das Berufsfeld wirklich leistet.

V: Welche Fähigkeiten müssen Sie aus Ihrer Sicht für Ihren Beruf besitzen?

T: Eine wesentliche Qualifikation ist das pädagogische Grundwissen, dann gehört ganz viel Empathie dazu, ganz viel Verständnis auch für andere Lebensumstände, für andere Kulturen, ich glaube dies ist buntes Gemisch an Fähigkeiten. Man ist außerdem Ansprechpartner für jeden und man muss bei den Eltern Feingefühl besitzen vor allem in Gesprächen, man muss trotzdem Durchsetzungsvermögen haben und Geduld.

V: Wurden Ihnen die benötigten Fähigkeiten innerhalb des absolvierten Studiums / der absolvierten Ausbildung vermittelt?

T: Ich meine, dass pädagogisches Grundwissen wurde gut vermittelt, auch das viele Abschnitte thematisiert wurden, wie Verhaltensauffälligkeiten oder vielleicht Lernbehinderung, dies wurde im Studium alles angeschnitten, jedoch meine ich, dass einige Abschnitte zu kurz waren. Man könnte noch mehr auf Einzelfälle eingehen. Beim Studium ist es ja auch so, dass viel Theorie vermittelt wird und in der Praxis sieht das immer nochmal anders aus, im Beruf lernt man noch sehr viel dazu.

V: Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

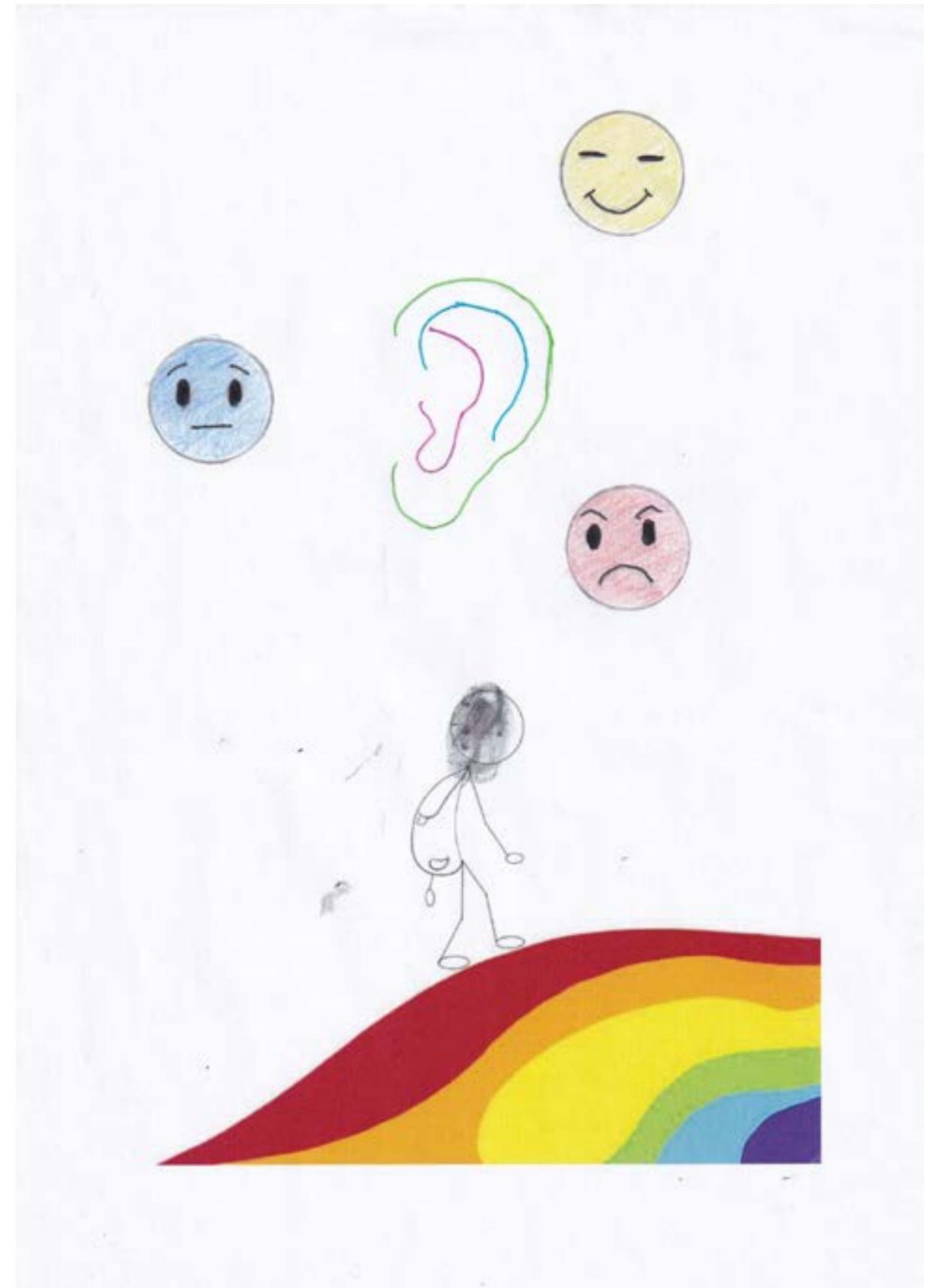
T: Gerade die Fähigkeit auf Augenhöhe mit dem Kind zu sein, Empathie kann man dort erst dazulernen und ich finde, alles was man in der Praxis tut, lernt man immer dazu. Elterngespräche zum Beispiel werden im Studium nicht beigebracht, das kommt mit der Zeit, auch vieles was man im Studium nicht erlernt hat, eignet man sich dann im Berufsalltag an, zum Beispiel durch Literatur, Fortbildungen.

V: Was ist für Sie das Wichtigste an Ihrer Arbeit?

T: Ich glaube das Wichtigste ist, dass jedes Kind und jede Familie erreicht wird und dass man für jeden ein offenes Ohr hat und sich um die Probleme kümmern kann. Das Wichtigste ist, wenn man wirklich das Gefühl hat, man konnte helfen und hat eine Besserung in der Familie und bei den Kindern erzielt.

V: In welchen Bereichen stoßen Sie an Ihre persönlichen Grenzen?

T: Persönliche Grenzen sind gerade durch die Kinderanzahl, dass es wenig Personal gibt. Am Ende des Tages merkt man schon, wie



fertig man ist oder wie einen das auslaugt. Dies ist ein Punkt, den man alltäglich merkt. Ein schwieriger Punkt ist es auch, wenn es um Kindeswohlgefährdung geht, dies nimmt man immer mit nach Hause, weil man natürlich täglich mit dem Kind zu tun hat und ich glaube das ist eine Grenze, wo man froh ist, wenn man Hilfe durch das Jugendamt bekommt.

V: Welche Bezugswissenschaften beeinflussen Ihre Arbeit am meisten?

T: Es sind viele Bereiche, zum Beispiel die Soziologie, die Psychologie und in unserem Feld ist es auch die Lerntherapie. Gerade dadurch, dass wir viel Zeit mit den Hausaufgaben verbringen, ist es eine Bezugswissenschaft, auf die wir uns immer beziehen oder die unsere Arbeit erheblich beeinflusst.

V: Was macht aus Ihrer Sicht einen kompetenten Hilfeleistenden aus?

T: Ich würde sagen, dass mehrere Punkte eine Rolle spielen. Zum einen Empathie, dass man sich immer in die Situation des gegenüber einfühlen kann, dass man die Situation versteht und versucht an deren Lebenswirklichkeit oder Lebenswelt dazu passend Hilfestellung zu leisten. Dazu muss man immer seine eigene private Meinung zurückstellen und wirklich versuchen auf die Person einzugehen. Ein weiterer wichtiger Punkt ist, sich selber immer reflektieren zu können und auch mal sagen zu können, dass man vielleicht in einigen Punkten nicht richtig lag, um dazulernen, eben auch zu reflektieren, welche Situation für einen selbst schwierig oder belastend war. Wichtig ist es auch, bei Problemen sich weitere Hilfen einzuholen und wirklich an der Person zu bleiben oder an der Familie oder wie in unserem Fall an den Kindern. Oft ist es nicht damit getan, einem Kind zu sagen, dk konzentrierst dich jetzt. Es gehört eher dazu, zu fragen, warum kann sich das Kind nicht konzentrieren? Wo liegen die Schwierigkeiten? Ist es etwas innerhalb der Familie? Ist es etwas innerhalb der Schule? An der Stelle umfassend Hilfe zu leisten, um das Problem am Ende dann so auch lösen zu können.

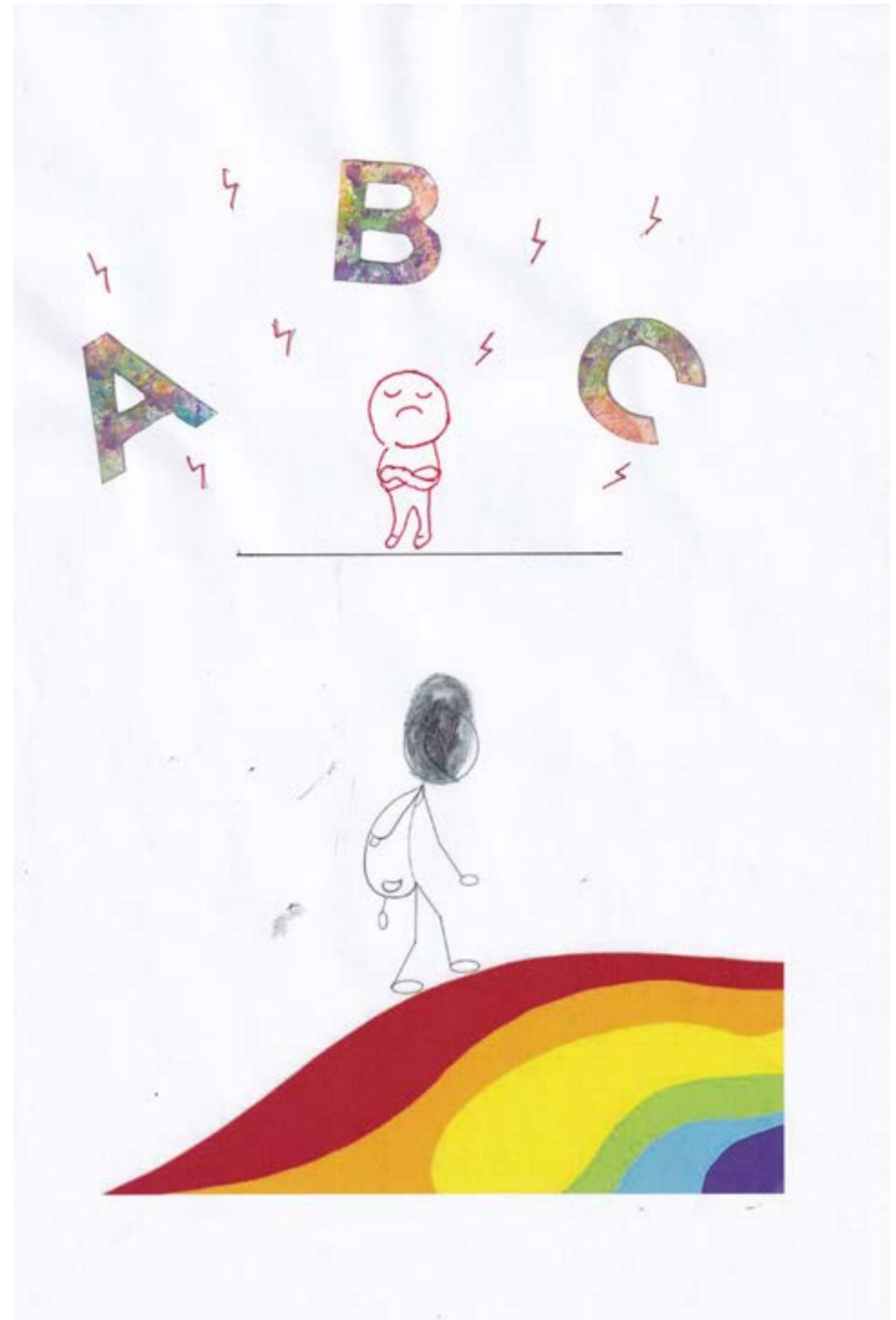
V: Welchen Ihrer Meinung nach schwierigen Situationen mussten Sie sich schon während Ihrer Tätigkeit in diesem Berufsfeld stellen?

T: Ich würde jetzt einige Beispiele nennen, wir haben zum Beispiel ein Kind das ist Verhaltensauffällig. Er möchte sehr viel Aufmerksamkeit bekommen, er kommt in den Hort fängt an zu schreien, Tiergeräusche zu ma-

chen, er ist laut, beim Essen fliegt das Besteck durch die Gegend, bei den Hausaufgaben wird geschrien, die anderen Kinder werden gestört, er macht Dinge kaputt, es ist teilweise auch so dass er gegen Wände schlägt oder gegen Wände läuft. Das ist sehr schwierig und wir haben versucht, mit den Eltern in Kontakt zu treten. Die Eltern haben es in dem Falle nicht nachvollzogen oder wollten dies nicht zugeben, da wurde es dann mit seinem ADHS gerechtfertigt, was aber am Ende gar nicht diagnostiziert wurde. Ich denke das war eine Schutzbehauptung der Eltern, um sich zu rechtfertigen. Das ist ein schwieriger Punkt, wenn man versucht, dem Kind oder der Familie zu helfen und die Familie dann stur ist und dies dann nicht hören möchte oder die Zeit nicht hat.

Dann hatten wir ein anderes Kind, welches mittlerweile nicht mehr im Hort ist und jetzt in einer anderen Einrichtung ist. Das Kind war sieben Jahre alt, in der Vorschule und konnte nicht eingeschult werden, weil er wesentliche Defizite hat im kognitiven und motorischen Bereich, auch in der Sprache hatte. In der Kita wurde auch schon angemerkt das er in diesen Bereichen eine Therapie machen sollte, das wurde von den Eltern nicht umgesetzt. Im Hort kamen wir erst nach ein paar Wochen dahinter, wir haben dann von den Eltern eine Einverständniserklärung bekommen, dass uns die Kita informieren darf und wir in die Unterlagen und in die Diagnose Einsicht haben dürfen. Wir hatten dann ein Gespräch mit den Eltern, denen haben wir das auch nochmal verdeutlicht. Jedoch ist nichts weiter passiert, obwohl Sie und zugesagt hatten, eine Therapie zu machen.

Des Weiteren war es sehr schwierig bei dem Kind, da er auch sehr oft sexualisierte Aussagen getätigt hat, wo wir uns nicht sicher waren, wo diese herkamen. Wir wussten jedoch, dass er uneingeschränkten Eingriff zu Medien hatte. Dies ging sogar so weit, dass er auf YouTube Horrorfilme angeschaut hat und uns erzählt hatte das er Angst hat im Hort alleine auf die Toilette zu gehen, dass er nicht alleine in seinem Bett schläft, sondern bei den Eltern, weil er vor Monstern Angst hat. Die Eltern würden ihn auch öfter alleine Zuhause lassen, in der Zeit würde er dann diese Filme schauen. Das war eine sehr schwierige Situation für uns, wir hatten diesbezüglich mehrere Teamgespräche, wir haben das Jugendamt darüber informiert, bei denen war die Familie auch schon bereits aktenkundig. Sie wussten von der Familie und eine Familienhelferin war schon regelmäßig bereits vor Ort. Das war für uns der Punkt, wo wir das Gefühl hatten, dass da eine Kindeswohlgefährdung oder ein Kindesmissbrauch vorliegt, aber wir im End-



effekt nicht weitergekommen, da das Kind in eine andere Einrichtung gegangen ist und uns teilweise die Hände gebunden waren. Das war einer der schwierigsten Situationen, die wir hatten.

V: Was gefällt Ihnen besonders an Ihrem Beruf und den Menschen, mit denen Sie arbeiten?

T: Besonders gefällt mir, dass jeder Tag anders ist, gerade das man mit Menschen zusammenarbeitet, sowohl auch im Team kommen wir super zurecht, haben immer eine gute Gesprächsbasis, meistern alle Probleme zusammen und gerade Kinder sind für einen selber auch immer eine Bereicherung, egal wie viele Probleme auftauchen. Es ist außerdem auch immer wieder schön zu sehen, wie viel Kreativität in Kindern steckt, wie viel Energie und wie viel Lebensfreude, selbst wenn in Familien teilweise schwierige Verhältnisse sind.

V: Wenn Sie eine Sache an Ihrem Berufsfeld ändern könnten, welche wäre das?

T: Ich würde vor allem die Bezahlung ändern, das Gehalt, da ich glaube, dass viele vielleicht sagen, dass sie gar nicht in dem Berufsfeld arbeiten würden, da es viel Arbeit ist, weil man viel mit nach Hause nimmt und weil man immer vor neuen Herausforderungen gestellt wird und dafür gering entlohnt wird. Ich glaube, für das, was wir leisten, sollten wir wesentlich mehr Gehalt bekommen. man bräuchte ebenfalls wesentlich mehr Personal, das ist, denke ich, in jeder Einrichtung so, dass es an einem Mangel an Fachkräften gibt, das sind zwei Punkte, die ineinander schließen, um den Beruf attraktiver zu gestalten.

V: Aus welchen persönlichen Werten ziehen Sie ihre Motivation für Ihre Tätigkeit?

T: Das Hauptding ist die Menschlichkeit und die Hilfsbereitschaft, dass man nicht nur an sich selber denkt. Ich war auch glaube ich schon immer so dass ich andere unterstützen möchte. Auch das ich ungerne sehe, wenn andere ungerecht behandelt werden oder dass eine Ungerechtigkeit vorliegt. Ich glaube, das ist auch ein Punkt für die Chancengerechtigkeit. Ich bin immer der Meinung, dass ein Kind nichts dafür kann, in welche Familie es hineingeboren wurde oder eine Familie kann auch nichts für ihre finanzielle Lage. Ich glaube, dass es da wichtig ist, die Leute zu unterstützen. Dies ist eine Motivation, die einen jeden Tag zur Arbeit gehen lässt.

V: Würden Sie einem Berufseinsteigenden Ihren Beruf empfehlen?

T: Definitiv ja, weil ich glaube, dass einem der Beruf sehr viel gibt und dass man viele Menschen und Fachkräfte braucht, die wirklich Familien und Kinder unterstützen, dies sollten noch viel mehr sein. Natürlich sollte man dann auch immer darüber aufklären, dass es teilweise auch für einen persönlich eine psychische Belastung ist, dass man sehr viel Arbeit hat und sehr viel mit nach Hause nimmt. Und dass das Gehalt, wie gesagt, auch nicht sehr hoch ist. Ich glaube, man muss eine Ambition dazu haben, aber sonst würde ich es jedem empfehlen.

V: Wie sehen Ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

T: Der erste Wunsch von mir wäre, dass man gerade meine Einrichtung ausbaut, dass wir zu mehr Fachkräften kommen, dass wir wesentlich mehr Zeit und Tage für Fortbildungen bekommen, weil ich glaube, dass dies sehr wichtig ist, um einfach auch sein Wissen immer wieder aufzufrischen, um mehr Qualifikation dazuzugewinnen. Dss ist ein zeitnahes Ziel, welches man erreichen kann. Weitere Ziele sind weiter Menschen zu informieren über das, was für tun, um so eine Einrichtung aufzubauen und weitergehen zu können.

Auch weitere Kooperationspartner in vielen Bereichen, gerade auch Lerntherapeuten, Psychologen zu haben, um vom Kind noch besser ein Gesamtbild zu bekommen. Jede Einrichtung hat immer nur einen gewissen Blickwinkel auf Klienten und da ist es sehr wichtig und ein Ziel, dass man die Zusammenarbeit wesentlich intensiver fördert. Mein ganz persönliches Ziel ist es, mal eine Einrichtung zu übernehmen oder eine eigene Einrichtung zu gründen, um einfach mehr Kindern und Familien helfen zu können. Ob es dann im Bereich Hort ist oder eine Ganztagsbetreuung, die noch länger geht, dies wäre für mich ein Ziel welches ich mir selber gestellt habe.

V: Wenn Sie nochmal wählen könnten, würden Sie sich erneut für Ihren Beruf entscheiden - und wenn, warum?

T: Ich glaube ich würden den Beruf immer wieder wählen, weil es für mich sehr viel Berufserfahrung mitbringt. Natürlich bin ich noch sehr jung und dies ist der erste Beruf. Man denkt sich jedoch auch oft, wie es in anderen Bereichen wäre, wenn man zum Beispiel doch an der Uni geblieben und da im Bereich Forschung tätig gewesen wäre. Auch vielleicht zu



diesem Bereichen, weil das Zusammenspiel von Studium, Ausbildung und der Praxis immer sehr wichtig ist. Alles was an Forschung in der Universität neu erforscht wird, bringt die Praxis immer weiter. Auf der anderen Seite denke ich mir auch, dass die Praxis auch die Forschung weiterbringt. Bei uns sind ganz viele Punkte, wo wir oft sagen, da fehlt es uns an Studie und Fachwissen. Wie kann man da weiter vorgehen? Ich glaube, das ist bei mir immer ein Zwiespalt, nicht zu wissen, geht man nochmal an die Uni zurück und nimmt das Wissen aus dem Beruf und forscht daran weiter? Wäre das vielleicht ein guter Weg oder wäre es besser gewesen weiter an der Uni zu forschen, um mit noch mehr Fachwissen in den Beruf zu gehen. Ich glaube, dass wird sich bei mir mit den Jahren entscheiden, aber ich denke, mit dem Einstieg in einem sozialen Beruf war das eine sehr gute Wahl und ich glaube auch, dass aus so einem Beruf immer wieder neue Perspektiven eröffnet werden. Es ist nur dann die Frage, möchte man dann weiter mit Kindern arbeiten oder sein Hauptaugenmerk nur auf die Familien legen? Wir merken natürlich, dass wir das Kind in der Zeit im Hort unterstützen können und gerade im Bereich vom Lernen, da bestimmte Methoden an die Hand geben können. Jedoch merken wir auch immer wieder, wenn die Familien nicht mitmachen oder die Familie nicht mitarbeitet, dass die Arbeit teilweise umsonst ist oder man von Null anfängt. Deswegen glaube ich auch, dass Familienarbeit immer sehr wichtig ist und das ist sonst eine Sache, in der ich denke, dass dies ein Punkt wäre, wo es auf jeden Fall sinnvoll wäre, sich weiter zu beschäftigen oder daran weiter zu arbeiten.

V: Gibt es noch besondere Themen, Anregungen oder Wünsche um Interessierte über Ihre Berufsfeld zu informieren?

T: Das Hauptthema ist immer wieder, anderen zu erklären, was man in diesem Beruf leistet, nicht nur in der Schule. Es fängt ja in der Krippe an, Kita, Hort, dass man Kinder, sowohl Familien in dem Punkt Chancengerechtigkeit, Chancengleichheit unterstützen kann und dass das einer unserer Hauptaufgaben ist. Wenn andere Hort hören, denken sie, wir spielen den ganzen Tag mit den Kindern oder beschäftigen uns den ganzen Tag mit den Hausaufgaben, aber da gehört wesentlich mehr dazu und man macht auch wesentlich mehr. Das Hauptziel ist am Ende nicht das die Hausaufgaben gemacht sind oder ein nettes Spiel gespielt wurde, sondern wirklich Familien und Kindern weiterzuhelfen. Das macht natürlich auch Spaß, ist ja nicht nur, dass man Eltern

hat wo die Zusammenarbeit vielleicht schwierig ist. Vielen Eltern engagieren sich und es macht Ihnen Spaß, wenn es um Projekte geht, auch wenn nicht die finanziellen Mittel da sind. Letztes Jahr hatten wir zum Beispiel ein Gartenprojekt, da haben wir mit den Kindern gemeinsam ein Gartenhaus gebaut. Da waren auch viele Eltern dabei, die die finanziellen Mittel nicht hatten, aber alleine mit Ihrer Anwesenheit unterstützt haben. Ich glaube, dass darf man immer nicht vergessen, dass auch viele Familien interessiert dran sind. Viele Familien sind auch dankbar für die Hilfe und ich glaube, das ist das was vielen noch verdeutlicht werden muss und viele Familien müssen darüber informiert werden, dass wir wirklich Hilfe leisten und nicht nur mit den Kindern, sondern auch mit der Familie zusammenarbeiten, diese auch gerne mit Problemen die Zuhause auftreten, zu uns kommen können und wir da gerne unterstützen.



Albina Begiqi

Stationäre Kinder- und Jugendhilfe

Interview Kinder- und Jugendwohngruppe

Interviewpartnerin: Jennifer

In einer stationären Kinder- und Jugendhilfe stehen Kindern und Jugendlichen zahlreiche Angebote und Hilfen zur Verfügung, die aus verschiedenen Gründen nicht mehr in ihrem Elternhaus leben.

Meine Interviewpartnerin Jennifer ist 29 Jahre alt und hat die Leitung der Stationären Einrichtung in der sie vorher als Sozial Arbeiterin tätig war übernommen und arbeitet mit großem Engagement mit Kindern und Jugendlichen zusammen.

Albina: In welchem Berufsfeld sind Sie tätig?

J: Ich bin in einer stationären Jugendhilfe tätig. In einer Wohngruppe für Kinder und Jugendliche.

A: Wie würden Sie die Kernaktivitäten Ihrer Arbeit beschreiben?

J: Zum Großteil bin ich im Kontakt mit dem Jugendamt, telefoniere viel und schreibe Berichte, wie zum Beispiel einen Hilfeplan oder plane Entwicklungsberichte. Zudem bin ich in der Verwaltung zunehmend tätig. Da beantworte ich intern E-Mails, leite Dienstbesprechungen und organisiere und verwalte die Finanzen.

A: Was hat Sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

J: Das ist eine gute Frage. Ich bin da ganz plötzlich reingerutscht. Ich habe mein Anerkennungsjahr nach dem Studium ebenfalls in einer Wohngruppe absolviert und habe den Alltag der Wohngruppe kennengelernt somit wurde ich letztendlich vor drei Jahren gefragt, ob ich die Leitung übernehmen möchte und ich gesagt habe, dass

ich auf jeden Fall die Leitung übernehmen will. Vor, nach und während des Studiums konnte ich mich, durch Ehrenamtliche und freiwillige Tätigkeiten auf das Berufsfeld spezialisieren.

A: Was macht aus Ihrer Sicht Ihr Berufsfeld aus?

J: Die Kreativität, dass jeder Tag ein anderer ist und man quasi keinen Tag planen kann, weil wir verschiedene Jugendliche mit verschiedenen Charaktereigenschaften haben.

A: Welche Voraussetzungen / Qualifikationen muss man erfüllen, um in Ihrem Beruf zu arbeiten?

J: Als „normaler“ Basispädagoge*in reicht eine Erzieherausbildung, sprich die Sozialassistentenausbildung, man kann aber auch Soziale Arbeit studieren und sich in die Leitungsposition einbringen.

A: Haben Sie vorher Erfahrungen in anderen Berufsfeldern gesammelt, die Ihnen in Ihrem jetzigen Beruf weiterhelfen?

J: Ja, ich habe ehrenamtliche Tätigkeiten im Bereich vom Jugendzentrum gemacht. War politisch tatsächlich sehr aktiv schon in der Jugend. Außerdem habe ich Ferienfreizeiten mitgeplant und als Betreuerin begleitet und da ist man in diese Soziale „Schiene“ gekommen.

A: Was sind die Zielgruppen beziehungsweise welche Menschen werden durch Ihren Bereich der Soziale Arbeit erreicht?

J: Dadurch, dass wir hier Kinder und Jugendliche im Alter von 14 bis 18 oder maximal 21 Jahren haben, sind diese, das Klientel, mit dem wir arbeiten und mit denen wir tagtäglich



lich auskommen und sich quasi für einen Platz bei uns bewerben.

A: Wird und vor allem wie wird Ihr Berufsfeld aus Ihrer Sicht von der Gesellschaft wahrgenommen?

J: Das ist sehr umstritten, der Punkt Wohngruppe ist eigentlich sehr negativ belastet, weil es oft mit einem Kinderheim in Verbindung gezogen wird, wo es aber einen ganzklaren Unterschied gibt. Ansonsten ist es klar, dass die Gesellschaft weiß, dass es Wohngruppen gibt und die „gut“ sind und schwierige Kinder und Jugendliche dort leben und dass wie gesagt alles negativ belastet ist. Viele wissen nicht wo diese Wohngruppen sind, sodass die Jugendlichen geschützt aufwachsen können und sich entwickeln können.

A: Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

J: Da möchte ich ein kleines Beispiel aus meiner Arbeit nennen. Wir veranstalten jedes Jahr bei uns auf dem Grundstück und im Garten ein Sommerfest und laden dazu auch die Nachbarn in der Umgebung und der Straße ein, dadurch machen wir diese ganze Jugendhilfe attraktiver und zeigen, dass es eben nicht negativ behaftet ist und die Nachbarn die Kinder kennenlernen können, weil es Kinder sind, „normale“ Kinder. Klar haben diese Probleme, aber auch die Kinder, die bei ihren Eltern wohnen haben Probleme, nur sieht man dies oftmals nicht und von daher versuchen wir das so attraktiver zu machen. Wir machen Ausflüge mit den Kindern, sodass die Gesellschaft sieht, dass es eigentlich normale Kinder sind, die normale Sachen machen.

A: Darf ich Sie bitten, mir einen typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

J: Mein normaler Arbeitsalltag besteht darin, dass ich zwischen acht und neun anfangen zu arbeiten, mit meinen Kollegen*innen eine kurze Übergabe mache, der die Nachtschicht übernommen hat. Im Folgenden versuche ich mir einen groben Überblick zu verschaffen und schaue, was auf meiner To-Do-Liste steht und was ich für E-Mails bekommen habe und beantworten muss, was manchmal sogar dringender ist, als manche Tätigkeiten, die ich irgendwie verschieben kann. Dann bin ich viel mit dem Jugendamt im telefonischen Kontakt und ebenfalls mit meinen Kollegen*innen aus anderen Wohngruppen im ständigen Austausch oder natürlich auch

mit meinem Chef zum Beispiel. Ich lese zudem Tagesberichte, schreibe ebenfalls selber welche und kümmere mich um die Verwaltung der Gruppe. Ich zahle und verwalte Gelder und muss Abrechnungen schreiben. Muss Online Bestellungen tätigen und bin unter anderem mit den Schulen der Jugendlichen im Kontakt.

A: Mit welchen Herausforderungen werden Sie in ihrem Arbeitsalltag konfrontiert?

J: Tatsächlich mit den verschiedenen Problematiken der Kinder und Jugendlichen und den verschiedenen Krankheitsbildern und natürlich die verschiedenen Charaktere.

A: Was macht die Vielseitigkeit in Ihrem Arbeitsalltag aus?

J: Dadurch, dass jeder Jugendliche unterschiedlich ist und jede*r einen anderen Charakter hat, muss man verschiedene Gesprächsoptionen wählen, um mit den Jugendlichen in Kontakt zu kommen. Man arbeitet mit vielen Jugendämtern zusammen, wo man natürlich auch nicht weiß, wie reagieren die und was gibt es. Es gibt Problematiken für die Jugendlichen oder über die Jugendlichen, wo wir versuchen dran zu arbeiten, damit sie auf dem Besten Stand in ihrer Persönlichkeit entwickelt werden.

A: Wie gestaltet sich insgesamt die Zusammenarbeit mit der Klientel?

J: Tatsächlich sehr sehr gut. Wir sind eine Gemeinschaft, wir verstehen uns alle sehr gut mit den Kindern und Jugendlichen, das ist hier fast wie eine zweite Familie. Dadurch, dass wir hier auch im Nachtdienst arbeiten, verbringen wir sehr viel Zeit mit den Kindern und Jugendlichen. Wir stehen viel im Austausch mit unserem Klientel, da es deren Lebensmittelpunkt ist hier in der Wohngruppe und im besten Fall läuft es sehr gut.

A: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner*innen?

J: Zu Kooperationspartner*innen würde ich mal die Schulen und Jugendämter zählen, was auch sehr gut verläuft, da wir im regelmäßigen Kontakt sind, weil die Hilfe immer weiter gestaltet werden muss und wir da viel im Austausch sein müssen.

A: Was motiviert Sie in Ihrem Arbeitsalltag?

J: Die unterschiedlichen Aufgaben die ich



habe. Ich bin nicht nur im Tagdienst hier in der Gruppe tätig, sondern teilweise auch, mehrere Tage im Monat im Nachtdienst und auch meistens am Wochenende, sodass man auch viel mit den Jugendlichen unternehmen kann und verschiedene Lebenssituationen der Jugendlichen miterlebt. I: Was würden Sie an Ihrem Arbeitsalltag verändern?

J: Gar nichts.

A: Welche Fähigkeiten müssen Sie aus Ihrer Sicht für Ihren Beruf besitzen?

J: Viel Empathie und vor allem Aufgeschlossenheit. Man darf nicht zu schüchtern sein, um auf die Jugendlichen zuzugehen und sich Dinge trauen. Man muss im Leben stehen und tatsächlich mal den Mund aufmachen, wenn etwas nicht läuft und seine Meinung vertreten.

A: Wurden Ihnen die benötigten Fähigkeiten innerhalb des absolvierten Studiums / der absolvierten Ausbildung vermittelt?

J: Teils, Teils, vieles, was ich in meinem Beruf jetzt mache, habe ich mir tatsächlich selber durch Fortbildungen und Einarbeitung beigebracht. Da hat das Studium nicht ganz so viel geholfen, aber nichtsdestotrotz würde ich sagen, dass es viel wert war zu studieren. Man hat dadurch für sich gelernt und ist aus sich gewachsen, weil man sich einige Sachen getraut hat und persönlich einfach gewachsen ist.

A: Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

J: Das passt ja quasi zu meiner Antwort gerade. Auf jeden Fall, eine Grundeinstellung und Grundwissen sollte man haben, aber vieles lernt man erst im Beruf, durch den Kontakt mit den Jugendlichen und den Mitarbeiter*innen.

A: Was ist für Sie das Wichtigste an Ihrer Arbeit?

J: Der Spaß und der Umgang mit den Kindern und Jugendlichen. Das muss laufen.

A: In welchen Bereichen stoßen Sie an Ihre persönlichen Grenzen?

J: Wenn es mal nicht so läuft, wie ich es mir vorstelle. Wenn ich mal einen stressigen Tag habe und von einem Termin zum nächsten

gehe oder die Jugendlichen nicht so gute Laune haben, viel Ärger machen oder viel Aufmerksamkeit brauchen und ich gerade keine Zeit habe, dann muss man tatsächlich Abstriche machen. Oft ist es auch so, dass ich Termine verlegen muss, weil die Jugendlichen wichtiger sind.

A: Welche Bezugswissenschaften beeinflusst Ihre Arbeit am meisten?

J: Die sozialen Problemfelder zu erkennen, zu analysieren und zu bearbeiten. Alsodadurch, wie bereits gesagt, jeder Jugendliche individuell ist, muss man sich auf viele Herausforderungen einlassen können.

A: Was macht aus Ihrer Sicht einen kompetenten Hilfeleistenden aus?

J: Wichtig dabei ist, dass wir Spaß daran haben, mit Menschen in Kontakt zu treten und demnach offen sein können und sich auf Gespräche oder auch auf Aktivitäten einlassen können.

A: Welchen Ihrer Meinung nach schwierigen Situationen mussten Sie sich schon während Ihrer Tätigkeit in diesem Berufsfeld stellen?

J: Da ist ganz klar zu sagen, dass Aggressivität und Gewalt in Bezug auf Drogenkonsum ganz schwierig für mich persönlich waren. Da die Jugendlichen oder insbesondere der eine Jugendliche, den ich gerade im Kopf habe, sehr aggressiv wurde und auf mich zugegangen ist oder mich angegangen ist und die Polizei gerufen werden musste. Das sind diese Gewaltausbrüche seitens der Jugendlichen, wo dann Gegenstände durch die Wohngruppe geschmissen wurde oder bedroht und beleidigt wurde. Da steht man aber auch drüber, das lernt man tatsächlich dann auch erst im Berufsfeld, wie man mit diesen Situationen umgeht und dass man diese Sachen nicht persönlich an sich ranlassen sollte.

A: Was gefällt Ihnen besonders an Ihrem Beruf und den Menschen, mit denen Sie arbeiten?

J: Die Vielfältigkeit, dadurch dass ich nicht weiß, wie jeder Tag ablaufen wird, kann man die eigene Kreativität, die eigenen Interessen und Bedürfnisse natürlich miteinbringen und es ist ein großes Miteinander bei uns im Haus.



A: Angenommen, Sie könnten eine Sache an Ihrem Berufsfeld ändern, was wäre das?

J: Mehr Personal. Das wir mehr Kollegen*innen im Allgemeinen, aber auch am Tagsind, sodass wir uns viel mehr Zeit für die Jugendlichen nehmen können.

A: Aus welchen persönlichen Werten ziehen Sie ihre Motivation für Ihre Tätigkeit?

J: Ich bin aufgeschlossen, ich bin kommunikativ, gehe gerne auf Menschen zu und bin gerne im Kontakt mit Menschen. Daher denke ich, dass das der richtige Weg in diesem Berufsfeld ist.

A: Würden Sie einem Berufseinsteigenden Ihren Beruf empfehlen?

J: Auf jeden Fall. Nicht gleich die Leitungsposition, sondern eher als Basispädagog*in, sodass man den Alltag der Kinder und Jugendhilfe kennenlernt und sich auch dadurch weiterentwickeln kann.

A: Wie sehen Ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

J: Derzeit bin ich in mit meiner Position und meiner Stelle mehr als glücklich. Ich könnte mir aber auch in 20 bis 30 Jahren vorstellen eine eigene Wohngruppe zu eröffnen.

A: Wenn Sie nochmal wählen könnten, würden Sie sich erneut für Ihren Berufentscheiden - und wenn, warum?

J: Ja, definitiv, weil ich gemerkt habe, dass ich in diesem Berufsfeld sehr aufblühe und es genau mein Ding ist.

A: Gibt es noch besondere Themen, Anregungen oder Wünsche, um Interessierte über Ihre Berufsfeld zu informieren?

J: Ich kann jedem*r empfehlen ein Praktikum in einer Wohngruppe zu absolvieren, das muss nicht zwingend meine Wohngruppe sein, aber Allgemein in einer Wohngruppe, um die Unterschiede kennenzulernen, denn es keine eintönige Arbeit wie zum Beispiel beim Jugendamt, sondern mit viel mehr Kreativität, sodass bei unsjede*r willkommen ist, um den Beruf über egal welchen Zeitraum kennenzulernen.



dann telefonisch geklärt werden oder irgendwann über Zoomkonferenzen. Und einige Sachen sind im ersten Lockdown auch komplett ausgefallen, weil lange Zeit gar nichts mehr ging. Aber normalerweise gestaltet sich die Zusammenarbeit, in meinen Augen, reibungslos.

J: Was motiviert Sie in Ihrem Arbeitsalltag?

A: Die Kinder. Die Kinder motivieren mich, sie sind meine allergrößte Motivation. Die lachenden, fröhlichen, einfallsreichen Kinder, die ich jeden Tag um mich habe und über die ich mich jeden Tag freue.

J: Was würden Sie an Ihrem Arbeitsalltag verändern?

A: Ich würde mir mehr kreative Kolleginnen wünschen, die neue Ideen haben und nicht immer das Althergebrachte machen. Und sich darauf ausruhen, auf dem, was man schon immer gemacht hat. Das würde ich mir wünschen, dass da mal ein bisschen frischer Wind reinkommt.

J: In welchem Berufsfeld sind Sie tätig?

A: Ich bin im Berufsfeld der Kindertagesstätten tätig, das gehört zu der Kinder- und Jugendhilfe.

J: Wie würden Sie Ihre Kernaktivitäten Ihrer Arbeit beschreiben?

A: Die Kernaktivitäten mit den Kindern, also ich sehe mich oder ich empfinde mich als Begleiter der Kinder, also ich möchte die Kinder beim Wachsen begleiten und versuchen sie bestmöglich zu fördern und ihnen den bestmöglichen Start in ihr Leben zu geben. Und bei meinen Kolleginnen oder als Leitung bin ich natürlich bemüht, dass es möglichst reibungslos abläuft. Das man alle Bedürfnisse irgendwie unter einen Hut kriegt, dass die Eltern berücksichtigt werden, aber auch meine Kolleginnen berücksichtigt werden. Da bin ich immer ein Stückweit Supervisor und immer der Strippenzieher, also diejenige, die alles unter einen Hut bringt oder neue Impulse gibt.

Als Leitung sind meine Kernaktivitäten viele administrative Aufgaben, also viele Bürotätigkeiten. Das Verwalten der ganzen Kinderdaten, das Zusammenstellen der Listen, die Aufnahme der Kinder, die Aufnahmegespräche mit den Eltern, das Planen von Mitarbeitergesprächen, von Dienstbesprechungen, die Zusammenarbeit mit dem Träger. Was gehört noch dazu? Das Bestellen vom Mittagessen. Ja, also

ganz viel Organisatorisches und das ist immer so ein bisschen die Übermittlungs- oder Vermittlungsstelle zwischen Mitarbeitern, Eltern und Träger. Also ich sitze immer in der Mitte und habe die Fäden in der Hand, versuche alles zu koordinieren und die alle unter einen Hut zu bringen.

J: Was hat sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

A: Ja, der Spaß an der Zusammenarbeit mit Kindern oder am Zusammensein mit Kindern. Ich finde, das kann man gar nicht unbedingt Arbeit nennen und hat mich ursprünglich dazu motiviert, als Erzieherin arbeiten zu wollen. Dann habe ich Sozialpädagogik studiert und bin trotzdem als Erzieherin im Kindergarten gelandet. Kindergartenleitung bin ich eigentlich aus Zufall geworden, das hat mich einfach interessiert und ich habe es mal ausprobiert. Dann hat es im ersten Kindergarten nicht so gut geklappt und ich habe erstmal wieder ein paar Jahre als Erzieherin gearbeitet. Dann hat sich die Möglichkeit ergeben, einfach hier im Nachbarort diesen Kindergarten zu leiten, ich habe gedacht, ich probiere es mal aus und jetzt bin ich hier seit 16 Jahren und das macht mir Spaß.

J: Was macht aus Ihrer Sicht ihr Berufsfeld aus?

A: Das Wichtigste ist natürlich die Zusammenarbeit oder das Zusammensein mit den Kindern, das macht das Berufsfeld aus, aber der Rest spielt ja auch mit rein und daher kann ich das schwer beantworten. Aber für mich ist es das Wichtigste und das Schönste daran, das Zusammensein mit den Kindern.

J: Welche Voraussetzungen / Qualifikationen muss man erfüllen, um in Ihrem Beruf zu arbeiten?

A: Ja, da gibt es ganz viele verschiedene Voraussetzungen. Man muss eine pädagogische Ausbildung haben. Entweder als sozialpädagogische Assistentin, als Erzieherin oder als Diplom-Sozialpädagogin, Kindheitspädagogin oder als Fachwirt für Kindertagesstätten kann man mittlerweile arbeiten. Und dann gibt es noch den Bereich der Heilerziehungspfleger und Heilpädagogen, wenn Kinder mit besonderen Bedürfnissen ins Spiel kommen. Es gibt für alles unterschiedliche Ausbildungen.

Um als Leitung zu arbeiten, braucht man ein dickes Fell. Also Qualifikation, man kann ja im Prinzip als Erzieherin einen Kindergarten leiten, wobei ich denke, es bietet sich an, sich



ein bisschen mehr zu qualifizieren. Es gibt extra Qualifizierungskurse für Kitaleitungen, wo man dann eben speziell nochmal geschult wird, in den ganzen administrativen, organisatorischen Aufgaben, in Gesprächsführung, in Mitarbeiterführung. Das finde ich schon wichtig, das sollte man auf jeden Fall machen, wenn man dann eine Leitungsrolle übernimmt.

Ich finde an persönlichen Fähigkeiten sollte man Geduld, starke Nerven, Konfliktfähigkeit mitbringen. Man darf sich nicht alles so zu Herzen nehmen, da muss man am besten sehr ausgeglichen sein. Ich glaube dann hat man es am leichtesten und kann entspannt in die Tätigkeit gehen.

J: Haben sie vorher Erfahrungen in anderen Berufsfeldern gesammelt, die Ihnen in Ihrem jetzigen Beruf weiterhelfen?

A: Nein, ich habe schon immer in meinem Beruf gearbeitet.

J: Was sind die Zielgruppen bzw. welche Menschen werden durch Ihren Bereich der Soziale Arbeit erreicht?

A: Meine Zielgruppe sind hauptsächlich Kinder zwischen drei und sechs Jahren. Ab und zu haben wir auch kleinere Kinder dabei, manchmal sind sie auch ein bisschen älter, wenn sie erst später eingeschult werden. Aber die hauptsächliche Zielgruppe, sind die Kinder zwischen drei und sechs Jahren.

J: Wird und vor allem wie wird ihr Berufsfeld aus Ihrer Sicht von der Gesellschaft wahrgenommen?

A: Also für einen Teil der Gesellschaft, nämlich für die Eltern, sind wir ganz wichtig, denn sie brauchen uns, damit sie ihre Kinder in den Kindergarten bringen können.

Für den Rest der Gesellschaft, sind wir nicht so wichtig und fallen auch immer ziemlich schnell hinten runter. Wir werden auch wenig berücksichtigt und wenig wertgeschätzt, da würde ich mir sehr wünschen, dass da ein bisschen Umdenken in der Gesellschaft passiert und einfach gesehen wird, wie wichtig die Kindergartenzeit für die Kinder und für das spätere Leben der Kinder ist.

J: Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

A: Der Beruf könnte ein bisschen besser bezahlt werden und die Wertschätzung könnte deutlich verbessert werden.

Erzieher fallen immer so hinter den Lehrern

runter, sage ich mal. Die Lehrer sind immer viel wichtiger und haben einen ganz anderen Stellenwert, da würde ich mir wünschen, dass das ein bisschen gleichgestellt wird. Die Arbeit, die wir hier im Kindergarten machen, ist nicht weniger wert oder weniger anspruchsvoll, als die Arbeit von Lehrern in der Schule.

J: Welche Fähigkeiten müssen Sie aus Ihrer Sicht für Ihren Beruf besitzen?

A: Man braucht ganz viel Geduld. Geduld ist so ziemlich das Wichtigste, glaube ich. Ganz viel Geduld und Mitgefühl, Respekt vor anderen Menschen und Einfühlungsvermögen, davon braucht man ganz viel, man muss kritikfähig sein und Kompromisse eingehen können und kreativ sein.

Fachlich ist es von Vorteil, wenn man natürlich pädagogisches Fachwissen hat und Hintergrundwissen in Entwicklungspsychologie und Psychologie insgesamt. Dann ist es sehr hilfreich, wenn man sich mit Störungsbildern auskennt, um recht frühzeitig zu erkennen, wenn ein Kind besondere Förderung braucht oder vielleicht auch im Kindergarten gar nicht richtig aufgehoben ist. Und vielleicht in einer anderen Einrichtung betreut werden sollte, um bessere Startmöglichkeiten zu haben. Also man muss sich gut in der Entwicklung der Kinder auskennen und auch ein bisschen rhetorisch gebildet sein, sage ich mal. Um Elterngespräche führen zu können, die auch nicht immer so positiv sind, Elternabende zu leiten und in Konflikten mit den Eltern klarzukommen. Habe ich fachlich was vergessen?

Man muss sich natürlich auch bei den rechtlichen Grundlagen auskennen. Also im Kindertagesstättengesetz, Jugendhilferecht, Hintergrundwissen haben und es ist auch immer ganz wichtig, dass man gut vernetzt ist. Also immer weiß, an wen man sich wenden muss, wenn man nicht weiterweiß.

J: Wurden Ihnen die benötigten Fähigkeiten innerhalb des absolvierten Studiums / der absolvierten Ausbildung vermittelt?

A: Also in meinem Studium wurde mir ehrlich gesagt, von den Fertigkeiten und Fähigkeiten, die ich nun als Kindergartenleitung haben muss, nur ganz wenig vermittelt.

In Punkto Psychologie habe ich einiges aus dem Studium mitgenommen. Aber den Rest habe ich mir selber beigebracht, Learning by doing oder in Fort- und Weiterbildungen.

J: Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?



A: Ja kann man, habe ich ja eben schon gesagt, dass ich das meiste eigentlich erst im Beruf erlernt habe.

J: Was ist für Sie das Wichtigste an Ihrer Arbeit?

A: Das Wichtigste an der Arbeit ist, dass man das Kind in den Mittelpunkt stellt oder die Kinder, jedes einzelne. Dass jedes einzelne Kind in den Mittelpunkt gestellt wird und jedes einzelne Kind wichtig ist, und dass man das nicht aus dem Auge verliert.

Und ein bisschen muss man natürlich auch noch die Eltern und die Kollegen im Auge behalten, aber für mich ist immer das Kind im Mittelpunkt.

J: In welchen Bereichen stoßen Sie an Ihre persönlichen Grenzen?

A: In welchen Bereichen? Also manchmal in der Elternarbeit. Wobei ich da sagen muss, das ist jetzt lange nicht mehr so, dass ich an meine Grenzen stoße, wie am Anfang meiner Tätigkeit. Da habe ich mir mittlerweile ein dickes Fell zugelegt oder auch die Erfahrungen gemacht, dass man manche Sachen auch einfach aussitzen kann und sich gar nicht so viele Gedanken darüber machen muss. Also das bringt mich jetzt weniger an meine Grenzen.

Was mich an meine Grenzen bringt, sind tatsächlich Probleme und Schwierigkeiten mit Kindern, die man nicht einfach lösen kann oder wo es schwierig ist, die Eltern mit ins Boot zu kriegen und wo eigentlich der weitere Weg der Kinder schon vorprogrammiert ist. Und man genau weiß, die werden als erstes in der Schule Schwierigkeiten haben und die werden wahrscheinlich keinen geraden Weg durchs Leben machen.

Das bringt mich immer noch an meine Grenzen, also da leide ich sehr mit und finde es immer noch sehr bedauerlich und möchte da gerne jedem helfen.

Konflikte mit dem Träger des Kindergartens empfinde ich ebenfalls als sehr belastend. Wenn es mir nicht gelingt einen Konsens herzustellen, komme ich auch an meine Grenzen.

J: Welche Bezugswissenschaft beeinflusst Ihre Arbeit am meisten?

A: Also zum Beispiel Psychologie? Dann würde ich sagen Psychologie, also hauptsächlich die Entwicklungspsychologie für Kinder beeinflusst mich am meisten und finde ich sehr wichtig für mein Berufsfeld.

J: Was macht aus Ihrer Sicht einen kompetenten Hilfeleistenden aus?

A: Eigentlich die Fähigkeiten, die ich vorhin schon gesagt habe, das greift in die andere Frage über. Die Empathiefähigkeit, die Konfliktfähigkeit, Kompromissbereitschaft, Geduld, Einfühlungsvermögen, Kreativität und auch die Lust mal was Neues auszuprobieren.

Ich glaube, das finde ich auch für die Kitaleitung am allerwichtigsten, ich selber habe die Erfahrung gemacht und glaube, dass man sich das nötige Wissen, was man braucht, tatsächlich aneignen kann, wenn man über bestimmte Fähigkeiten verfügt. Also selbst, wenn man das jetzt noch nicht hat, dann kann man sich das im Laufe der Berufstätigkeit aneignen. Da gibt es viele Fortbildungen, Weiterbildungen.

Ich glaube, es ist einfach wichtig, dass man die anderen Fähigkeiten hat und dann sollte man natürlich ein gewisses Grundwissen auch haben, pädagogisches Grundwissen oder Grundwissen: wie gehe ich mit Menschen um, zum Beispiel.

J: Welchen Ihrer Meinung nach schwierigen Situationen mussten Sie sich schon während Ihrer Tätigkeit in diesem Berufsfeld stellen?

A: Das greift auch wieder ineinander über, die schwierigen Situationen sind immer Konfliktsituationen mit Eltern oder mit dem Träger oder mit dem Team. Wobei ich mit dem Team noch nicht viele Konfliktsituationen hatte, aber das ist auch immer eine Herausforderung und da braucht man unter Umständen auch mal Hilfe.

J: Was gefällt Ihnen besonders an Ihrem Beruf und den Menschen, mit denen Sie arbeiten?

A: Die Kinder sind einfach toll. Kinder machen unheimlich Spaß und haben tolle Ideen, sind sehr kreativ, fantasievoll und liebenswerte kleine Persönlichkeiten.

J: Angenommen, Sie könnten eine Sache an Ihrem Berufsfeld ändern, was wäre das?

A: Eine Sache nur oder dürfen das mehrere sein?

Also was ich auf jeden Fall ändern würde, ist natürlich der Personalschlüssel, weil ich finde, dass 25 Kinder und zwei Erzieherinnen ein ganz schlechter Personalschlüssel ist.

Und das wäre natürlich das, was ich mir am allermeisten wünschen würde, dass man einfach noch ein, zwei Leute mehr in einer Kindergartengruppe wäre, um auf die Kinder und deren individuelle Bedürfnisse besser eingehen zu können. Dazu würde gehören, dass es einfach mehr junge Menschen gibt, die Lust haben, den Beruf zu erlernen und in einem Kindergarten zu arbeiten.



Manchmal kann man nicht jedem helfen

J: Aus welchen persönlichen Werten ziehen Sie ihre Motivation für Ihre Tätigkeit?

A: Ich ziehe meine Motivation daraus, dass ich so gerne mit Kindern zusammen bin.

J: Würden Sie einem Berufseinsteigenden Ihren Beruf empfehlen?

A: Den Beruf als Erzieherin auf jeden Fall, den Beruf als Kitaleitung würde ich nicht unbedingt jedem empfehlen, ich glaube, das ist schon ein wenig typabhängig. Das ist nicht für jeden geeignet, da muss man einfach viel aushalten können, sagen wir mal so, dass man immer ein bisschen zwischen den Stühlen steht, das ist nicht jedermanns Sache.

Aber als Erzieherin, das kann ich eigentlich jedem nur empfehlen, das ist ein toller Beruf.

J: Wie sehen Ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

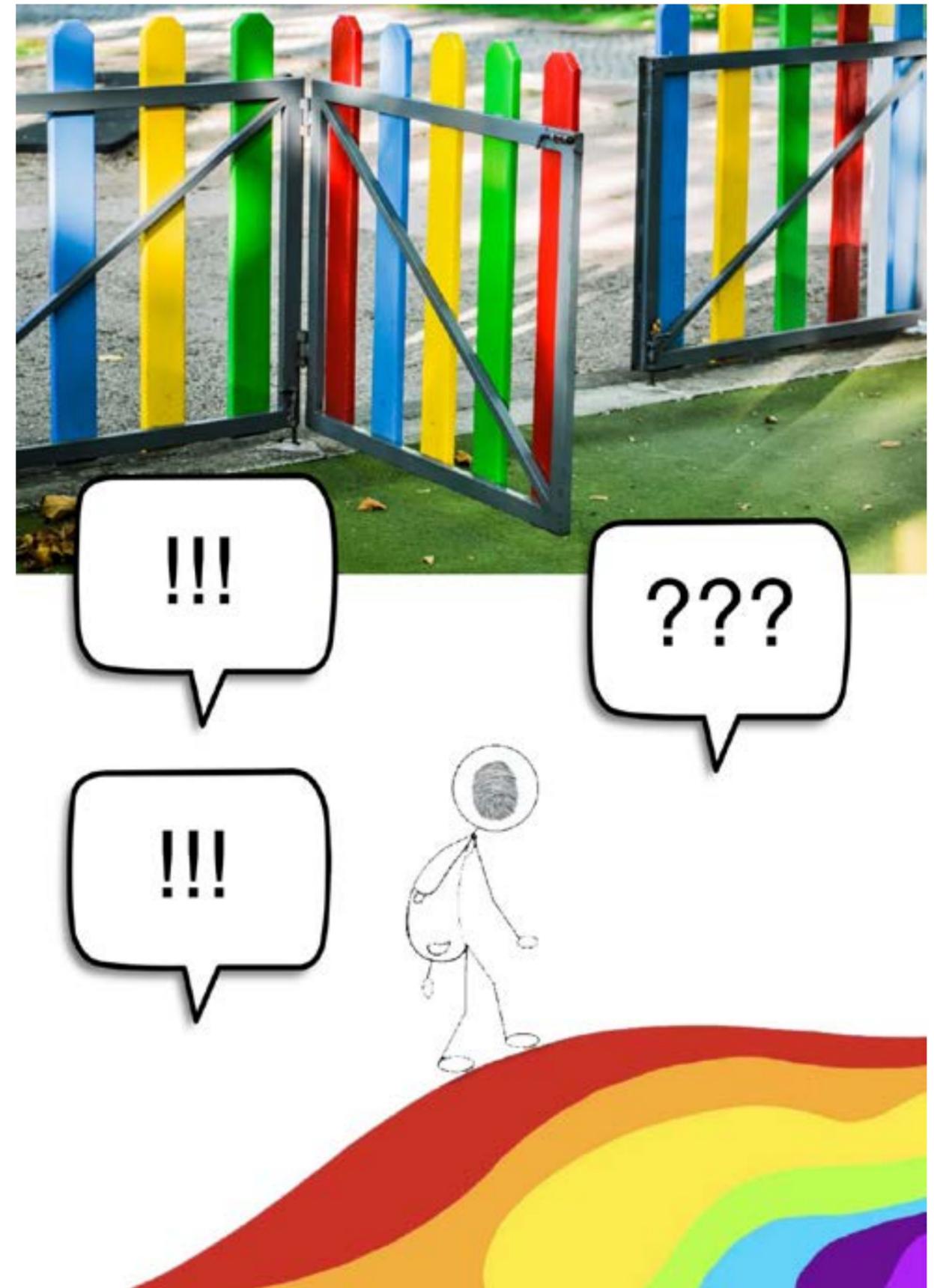
A: Ich bin sehr zufrieden in meinem Beruf und hoffe, dass es einfach noch ein paar Jahre so bleibt, ich noch viele nette Kinder habe, viele nette Eltern und nette Kolleginnen, mit denen ich weiterhin meine Zeit verbringen kann.

J: Wenn Sie nochmal wählen könnten, würden Sie sich erneut für Ihren Beruf entscheiden - und wenn, warum?

A: Ich glaube, ich würde mich noch mal für den Beruf entscheiden. Ich würde auf jeden Fall irgendwas mit Kindern machen wollen. Also ich glaube, das ist dann der ideale Beruf für mich.

J: Gibt es noch besondere Themen, Anregungen oder Wünsche um Interessierte über Ihr Berufsfeld zu informieren?

A: Ich glaube, die besten Informationen bekommt man immer, wenn man sich im Kindergarten direkt informiert. Und vielleicht einfach auch mal ein bisschen reinschnuppert, in den Kindergartenalltag und sich das selber anguckt.



Andrea Gogolin
Bildungsmaßnahmen

Anke Sackstedter, 36 Jahre, Sozialarbeiterin: Soziale Arbeit in Bildungsmaßnahmen (freie und kirchliche Träger), Zielgruppen: junge Erwachsene, langzeitarbeitslose Erwachsene (mit und ohne Migrationshintergrund).

Andrea Gogolin: Du hast ja relativ spät angefangen Soziale Arbeit zu studieren.

A: Ja, mit 30.

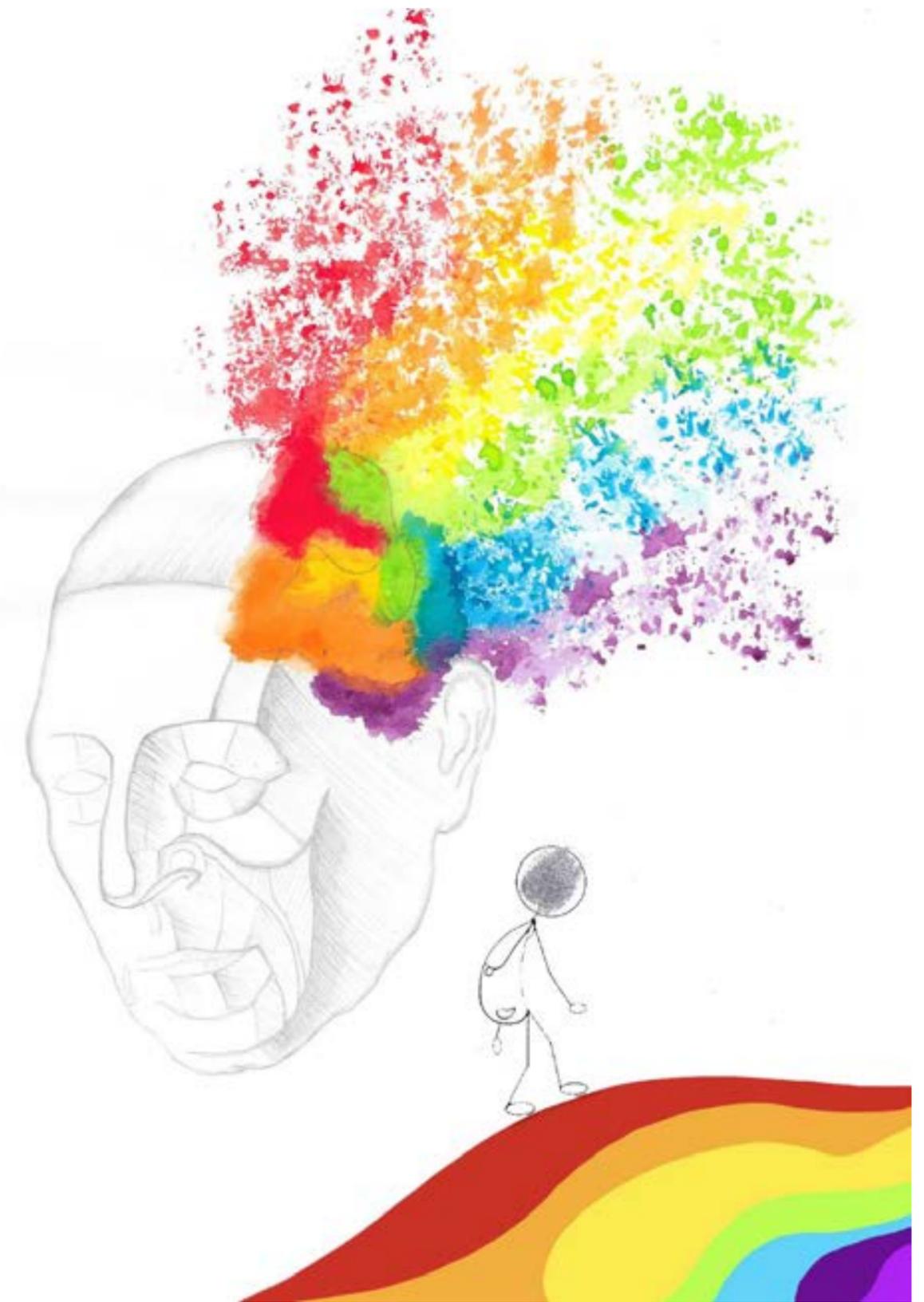
AG: Du hattest vorher, glaube ich, Versicherungskauffrau gelernt?

A: Nee, ich habe vorher eine Ausbildung im dualen System als Diplom-Betriebswirtin gemacht. Ich habe in einem Ausbildungsbetrieb mit Praxisphasen studiert und mich dann irgendwann selbständig gemacht im Versicherungsbereich. Jahre später habe ich dann noch die Versicherungsfachfrau (IHK) gemacht.

AG: Und dann hast Du Dich dazu entschieden noch mal Soziale Arbeit zu studieren. Was hat Dich dazu bewogen dies zu tun?

A: Also, interessiert hat mich schon immer Psychologie. Das war damals auch schon ein spannender Punkt, als ich mich entscheiden musste, welche Ausbildung ich machen will: Ich war kurz davor mich als Versicherungskauffrau zu bewerben, weil das aus meiner Familiengeschichte heraus irgendwie Sinn gemacht hat. Mein Vater ist in diesem Bereich schon seit 1984 selbstständig. Aber dann konnte ich für dieses Bewerbungsfoto nicht lächeln. Es war mir einfach nicht möglich. Und dann habe ich überlegt, was will ich wirklich machen. Ich habe überlegt Psychologie zu studieren und habe es mir dann aber nicht zugetraut. Weil ich ein wirtschaftliches Abitur gemacht habe und ja aus einer Unternehmerfamilie kam, bin ich erst einmal bei BWL gelandet. Wichtig war mir dabei, dass ich Geld verdienen kann und unabhängiger von meiner Familie bin – des-

wegen eben auch dieses duale Studium bei dem man auch Geld verdient. Danach war ich in der Wirtschaft, im Vertrieb in unterschiedlichen Branchen. Durch den vielen Kundenkontakt, vor allem im Versicherungsbereich, ist mir aufgefallen: Mich interessieren vor allem die Menschen. Also wer ist warum was geworden. Und im Versicherungsbereich war dann so ein Umbruchpunkt: Einmal habe ich einen biografischen Abschnitt abgeschlossen und weil mein Vater schon immer im Versicherungsbereich tätig war. Das musste ich dann nochmal versuchen - offenbar. (*lacht). Und außerdem habe ich gespürt: ich sitze bei den unterschiedlichen Menschen auf der Couch und lerne Lebenswelten kennen – das tut mir gut, das macht mich neugierig, das will ich irgendwie anders. Mir ist bewusstgeworden, dass es nicht das Geld ist, was mich antreibt Menschen zu kontaktieren und aufzusuchen. Ich war nie jemand, der sich ausgerechnet hat, wieviel Provision ich für welchen Vertrag bekomme, sondern ich habe bedarfsorientiert beraten. Ich wollte wissen, wo nehmen Menschen Lebensrisiken wahr, wovor haben sie Angst und wie kann ich ihnen, als Vermittlerin zwischen Menschen und Versicherungsinstitution, hilfreich sein, wenn das Leben mal so richtig an die Wand fährt. Und so habe ich dann die Versicherungsverträge versucht zu gestalten. Ich habe ganz intensive Bedarfsanalysen gemacht mit den Leuten. Ich hatte dann so einen Punkt: Ich will das jetzt anders – also irgendwie psychologischer arbeiten. Dann habe ich die Selbstständigkeit aufgegeben und auch den Ort gewechselt. Ich bin dann nach Hannover und habe da noch ein letztes Mal versucht im wirtschaftlichen Bereich Geld zu verdienen, quasi als letzten Selbsttest. Aber es war wieder nicht meins. Dann habe ich angefangen im sozialen Bereich zu arbeiten. Erst als Quereinsteiger bei einer Bildungseinrichtung. Dort habe ich gemerkt, ich brauche eine andere Ausbildung, um tun zu können, was mir am Herzen liegt. Zuerst habe



ich den HP-Psych gemacht. Dann aber schnell gemerkt, dass es viel mehr Qualifikation, vor allem ausgebildete Haltung, braucht, um mit Menschen zu arbeiten. Ich konnte mich beim besten Willen nicht für eine Therapierichtung entscheiden und habe mich dann für ein Studium in der Sozialen Arbeit beworben. Vorher war mir gar nicht richtig klar, was man genau lernt, wenn man in der Sozialarbeit tätig sein will. Das habe ich aber versucht im Arbeitsfeld herauszufinden. Ich hatte bei dem Bildungsträger den Auftrag herauszufinden, was das Alleinstellungsmerkmal des Trägers ist. Und bin ganz vielen Sozialarbeitern hinterhergelaufen mit der Frage: „Was kannst Du eigentlich besonders gut?“ Und habe festgestellt: ich bekomme keine Antwort. (*lacht)

AG (*erstaunt): Aha.

A: Wir haben es am Ende über den Querschnitt gelöst. Jeder hatte was anderes im Kopf, ein anderes Bild, und damit ist „Vielfalt“ der Schlüssel in der Sozialen Arbeit des Trägers. So entstand ein Bewusstseinsprozess. Als ich dann begonnen habe Soziale Arbeit zu studieren war ich aber wieder mega irritiert, weil ich Soziale Arbeit selbst definieren sollte. Was soll das denn hier? Ich soll das definieren und studiere doch! Darüber habe ich mich drei Jahre aufgeregt und dann aber festgestellt: Es ist so komplex. Weil es so davon abhängt welcher Mensch es macht. So, genau. Habe ich die Frage beantwortet? Wie kam ich dahin? (*lacht).

AG: Ja, auf jeden Fall. Und Du bist jetzt ja schon bei „der Mensch als Werkzeug“ gelandet.

A: Ja, das ist so.

AG: Und was war jetzt in Deinem Studium überraschend, was hast Du gelernt? Hast Du diese Vielfalt, von der Du durch Deine Kollegen im Arbeitsfeld erfahren hast, hast Du die im Studium auch erlebt?

A: Das ist eine gute Frage. Ich habe da Vielfalt erlebt, weil jeder Kommilitone dieses Feld anders definiert hat. Fand ich mega anstrengend (*lacht). Ich fand es so spannend an diesem Studium, dass ich mir jede Frage beantworten konnte, die ich mir schon stellte, seitdem ich ein kleines Kind war. Und darauf habe ich mich auch konzentriert. Zusätzlich war es sehr vielfältig, aber ich bin meinem eigenen roten Faden in diesem Studium sehr gefolgt. Ich habe mich dadurch auch sehr viel besser kennengelernt in der Interaktion mit der Welt. Mit meinen Möglichkeiten. Habe versucht Gesellschaft in ihren Entwicklungen

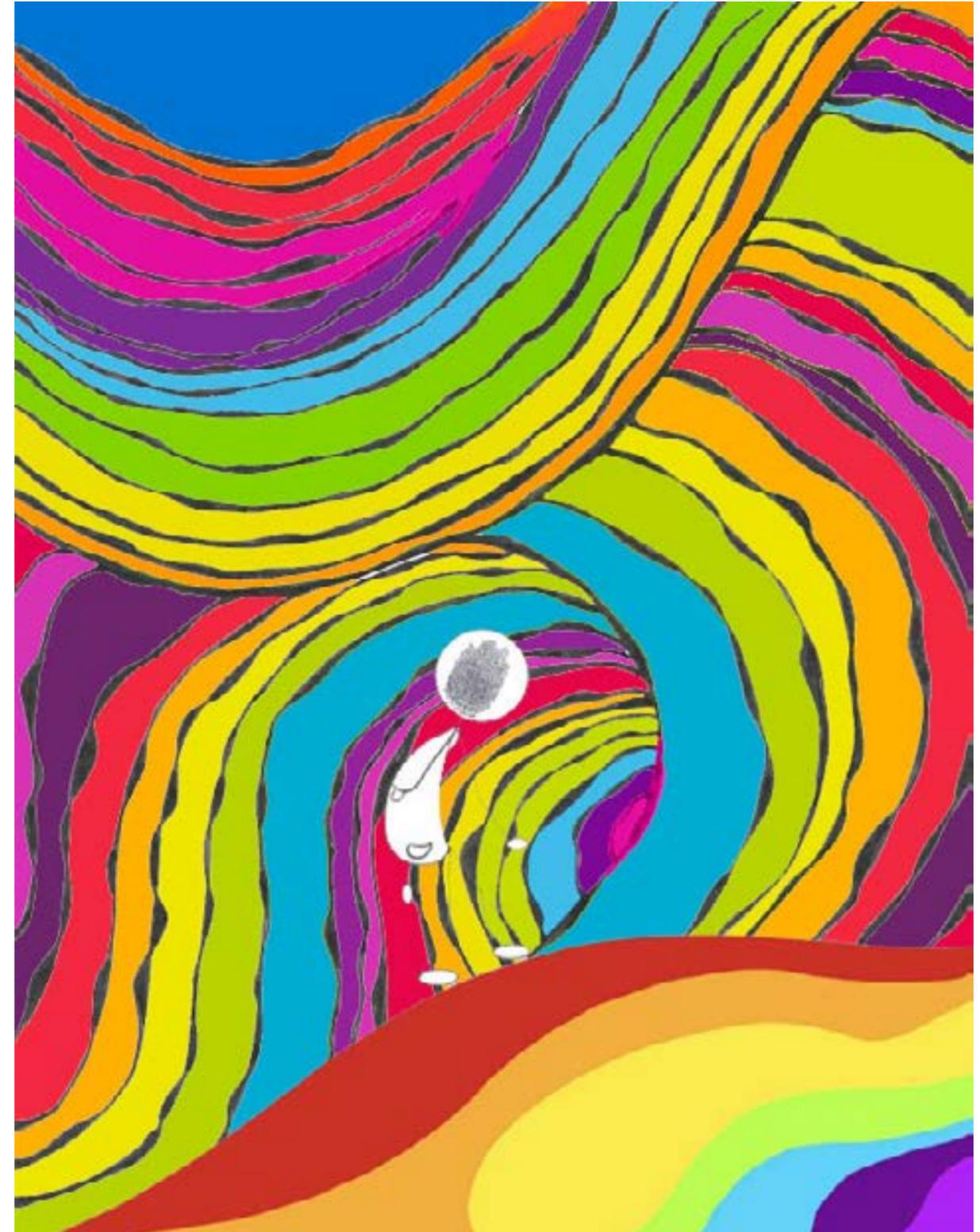
besser zu verstehen und diese Erkenntnisse mit dem zusammenzubringen, wie ich darin wirken kann und will. Es war immer wieder eine Herausforderung mit anderen in ein Verständnis zu finden. Und das ist es bis heute noch in der Praxis. Aber im Studium war es besonders hart. Auch weil ich im ersten Semester einen Lernprozess angestoßen hatte. Wir mussten eine Präsentation halten zum Thema „Was ist gute Soziale Arbeit und wie drückt sie sich aus?“ Und wir hatten einen krassen Gruppenprozess, denn wir hatten unterschiedliche Alterssegmente, unterschiedliche Arbeitshaltungen und ein unterschiedliches Verständnis dazu wie lange so ein Arbeitstag sein darf in der Gruppe. Hatten Streit in der Gruppe, weil jemand 3 Stunden Mittagspause brauchte und auf keinen Fall 8 Stunden arbeiten konnte. Und ich musste nebenher noch 25 Stunden arbeiten. Ich dachte, ich spinne. Und das dachte ich ganz offen. Ganz offen dachte ich das im Konflikt (*lacht). Und da geht es los. Und das ist ja draußen in der Praxis tatsächlich nicht anders. Mein Schwerpunkt wurde natürlich die Psyche und wenn dann da jemand saß, der sich auf das politische Arbeiten spezialisiert hat und von den ganzen Psychothemen gar keine Ahnung hatte, dann hatten wir einen Grundkonflikt im Herangehen an einen Fall. Und dann den anderen wertzuschätzen, auch als Sozialarbeiter, war bei mir ein Entwicklungsprozess. Da habe ich dann auch Hausarbeiten drüber verfasst – auch provokant und anklagend an alle anderen Sozialarbeiter dieser Welt, die sich nicht mit dem gleichen Thema beschäftigen wie ich und deshalb ja so gar nichts verstehen und Schaden anrichten. (*lacht).

AG: Und hinsichtlich Deines Studiums kannst Du sagen, dass du eine Wertschätzung und Akzeptanz entwickeln konntest für Menschen mit einer anderen Perspektive?

A: Das konnte ich erst in der Praxis mit viel Reflexion und Diskurs – dafür muss man dann wirklich offen sein.

AG: Und Du sagtest, dass ihr am Anfang des Studiums Soziale Arbeit definieren solltet. Hat sich Dein Verständnis von Sozialer Arbeit verändert, wenn Du zurückdenkst an das erste Semester und heute in der Praxis?

A: Ja und nein. Meine spontane Reaktion war jetzt zu antworten: In der Komplexität vielleicht. Ich habe mich im ersten Semester super gerieben an der DBSH-Definition, weil ich fand, dass es nicht sein kann, dass eine Profession nicht in der Lage ist in drei Sätzen oder



vier Wörtern zu sagen, wofür sie eigentlich die Profession ist. So wie die Psychologie sagt, sie ist die Lehre des gesunden Menschen oder die Psychiatrie sagt, sie ist die Lehre vom kranken Menschen. Also, dass die Sozialarbeit nicht sagt, sie ist die Lehre von etwas und Punkt. So dass in dieser DBSH-Definition am Ende ein Riesengezwirbel daraus wird: Du musst die Definition fünfmal lesen und dann am Ende versteht doch wieder jeder was Anderes darunter, weil die Sätze mit so krassen Wörtern bestückt sind und das sowieso kein Mensch im Alltag begreift – und dann beschwert man sich am Ende noch darüber, dass keiner weiß, was ein Sozialarbeiter ist. Das fand ich sehr widersprüchlich, paradox und unsinnig vor allem. Weil ich dachte, das ist ja eine Profession, die so dicht am Menschen ist und man muss ja wissen wofür man steht – auch so, dass es andere verstehen können, Rollenklärung quasi. Auch wenn es dann in der Tiefe komplex und detailreich wird. Also die Psychologie hat ja dann auch gefächerte Spezialgebiete.

AG: Ja, glaubst Du dann, dass Außenstehende den Beruf des Sozialarbeiters nicht greifen können, weil er nicht verständlich definiert ist in der Gesellschaft?

A: Ich mache im Berufsalltag tatsächlich nicht die Erfahrung, dass die Leute nicht wissen, was ein Sozialarbeiter ist. Also im Studium war mir diese Annahme sehr präsent: da gab es eine Art Glasglocke. Aber das ist mir im Alltag überhaupt nicht geläufig. Im Gegenteil. Sozialarbeiter haben, so wie ich das erfahre, einen sehr hohen Status in dieser Gesellschaft. Du kommst trotz Corona in Krankenhäuser. Unternehmen, jede staatliche Stelle, ob Wohnungsanbieter, ob er sozial aufgestellt ist oder nicht, selber Sozialarbeiter beschäftigt oder nicht, wenn Du sagst: Ich bin der Sozialarbeiter von, dann hören dir alle zu und bearbeiten Dinge schneller. Wenn Du als Sozialarbeiter durch eine Drogenszene läufst und die Leute wissen, dass Du Sozialarbeiter bist, hast Du automatisch einen Schutzwall um dich herum. Also das ist überhaupt nicht so, dass das die Leute nicht wissen. Wenn Du als Privatmensch unterwegs bist, ist das eine ganz andere Nummer. Ich habe nicht das Gefühl, das nicht bekannt ist, was Sozialarbeiter tun – auch wenn es vielleicht nicht von jedem gleich beschrieben werden kann, so ist im Gefühl doch jedem klar, was wir bewirken können. Was dann tatsächlich darunter verstanden wird – da müsste man eine Umfrage machen. Aber wie ich schon gesagt habe, ich glaube inzwischen nicht, dass es eine Beschreibung geben kann, die Sozialarbeit treffend fassen kann – weil

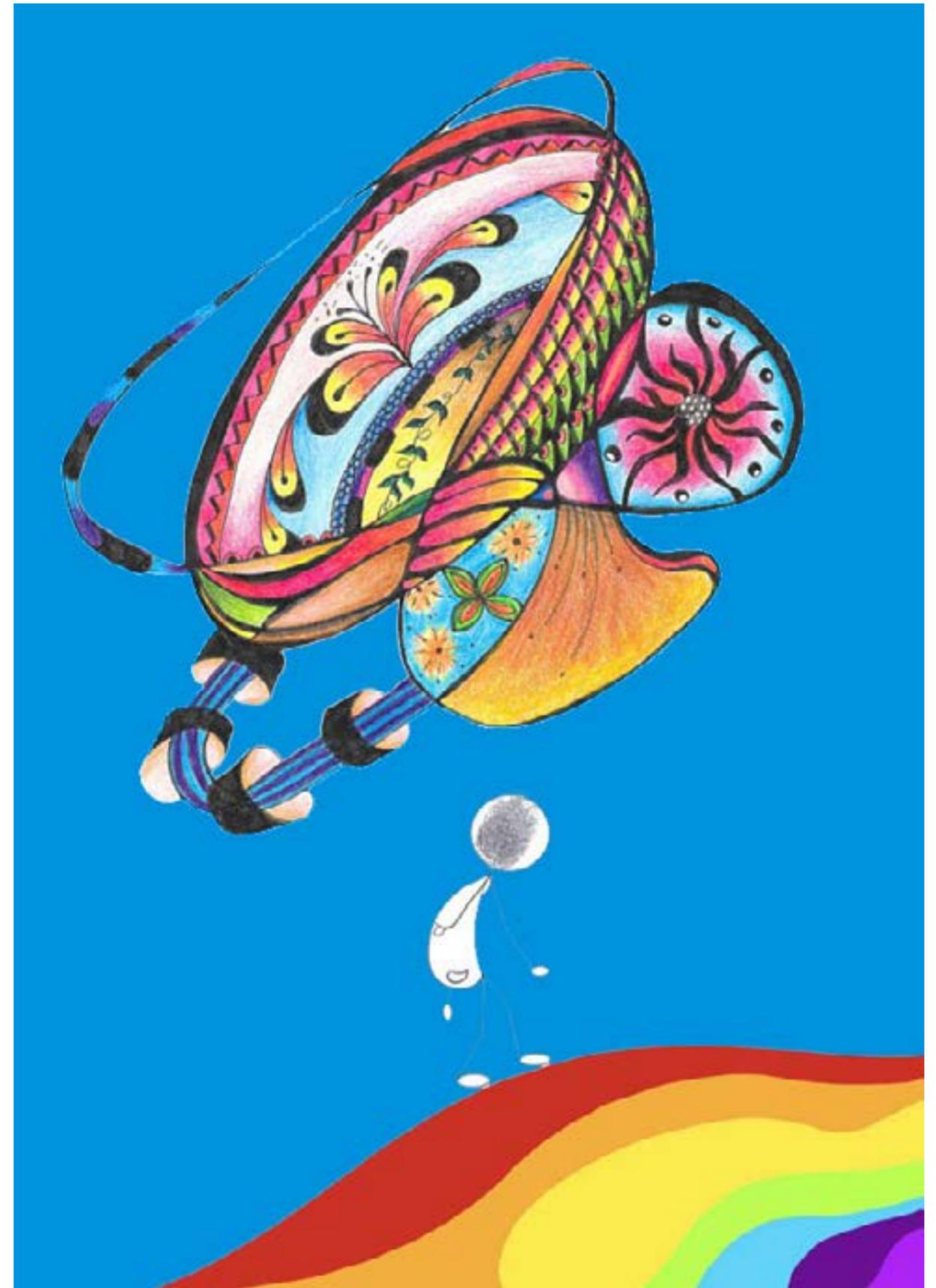
sie eben immer von der Person abhängt, die sie ausübt.

AG: Könnte es möglich sein, dass die Leute die in ihrem Berufsalltag mit Sozialarbeitern Berührungspunkte haben, diese und ihre Kompetenzen auch sehr wertschätzen?

A: Ja und Nein. Ich sage immer: Ich bin Sozialarbeiterin von, haben sie eine Idee davon was Sozialarbeiter tun? Nö, ich habe keine Ahnung was Sozialarbeiter machen. Ja, okay Ist das wichtig für Sie an der Stelle? Nö, aber Die Menschen bekommen dann also einfach ein Problem gelöst, was sie alleine mit der Person nicht lösen können, weil sie nicht die Sprache sprechen, weil sie nicht die Zeit haben, weil der Mensch von ihnen was erwartet (Beziehung), was in einem Vertragsverhältnis aus verschiedensten Gründen nicht stattfinden kann. Und dann sagst Du, ich bin Sozialarbeiter von und dann gibt's die Lösung für ein Problem. Und dann ist auch gut. Das wissen die Menschen sehr zu schätzen. Was Wertschätzung ist und wann es sie wofür braucht, ist nochmal eine andere Frage, die ja auch im Professionsdiskurs stattfindet. Mir fehlt tatsächlich keine Wertschätzung, um meine Rolle im Alltag zu klären, und es zu schaffen, dass man mich fachlich ernst nimmt, verstehe ich als Teil meiner Qualifikation bzw. als Teil meines Jobs. Deshalb habe ich das ja auch studiert – um fachlich bestehen zu können.

AG: Es gibt ja dieses Klischee von der Sozialarbeiterin, dem man öfter mal begegnet: Rasterzöpfe und die trinken doch eh nur Kaffee und quatschen doch nur ..., oder auch die Darstellungen in den Medien: In Filmen ist der Sozialarbeiter immer der abgehalfterte Raucher. Hast Du die Erfahrung gemacht, dass Du mit diesen Stereotypen in Berührung gekommen bist?

A: Apropos Rauchen ... (*lacht und greift zu den Zigaretten). Muss gerade überlegen. (Pause) Wenn ich sie selber auf das Tablett bringe ja. Ich nutze das manchmal, um Situationen zu entspannen. Oder wenn jemand mit mir ein Kompetenzgerangel anfängt und ich merke, dass es wichtig ist, dass ich mich unterordne. Ich sage manchmal: "Ach, wissen Sie, ich bin Sozialarbeiterin, ich koche nur Kaffee. Das kann ich gut." Ich weiß gar nicht so genau, ich müsste mich mal beobachten, wann ich mich diesem Bild bediene. Mir fällt keine konkrete Situation ein, wann jemand mal herablassend mit mir umgegangen ist, mit so einem Bild. Obwohl. Ich hatte letzte Woche eine



Situation. Da habe ich gemerkt, dass ein leitender Kollege Teamsitzungen mit Klienten als Sozialarbeitssetting versteht und keine Notwendigkeit der eigenen Teilnahme erkennen konnte. Da habe ich irgendwann gesagt: Ich moderiere doch hier kein Treffen, um Clownsassen zu basteln. Ich soll Arbeitsinhalte und -prozesse moderieren und ohne die leitenden Kräfte können Fragen und Konflikte für Teilnehmende nicht geklärt werden. Daraufhin entspannte sich die Gesprächsatmosphäre sehr. Es wurde auch irgendwie plötzlich für alle deutlich, dass es einen nicht genutzten Raum für Gespräche geben kann, die sonst nicht stattfinden. Grundsätzlich glaube ich, dass ich solche Dinge wie Kaffeetrinken für mich als richtig wirksame Methode entwickelt habe. Ich habe ja eine Zeit lang in einem Quartierstreff gearbeitet und seitdem gibt es keinen Ort mehr an dem ich arbeite ohne Schokoladenkekse. Und die gehören dazu, weil sie das Eis brechen. Bei meinem letzten Arbeitgeber hatten wir eine riesen Diskussion, weil wir keine Kekse kaufen durften. Und ich habe gesagt: Ist mir egal ob wir Kekse kaufen dürfen oder nicht. Dann kaufe ich die eben selber. Setze ich das halt von der Steuer ab. Ich hatte also immer Kekse da. Der Bedarf wurde immer höher, weil die Menschen eben nicht mehr kommen mussten und sagen mussten: Ich habe Gesprächsbedarf, sondern sie kamen wegen der Schokokekse. Und dabei hatten sie natürlich Gesprächsbedarf. Also es macht Begegnung dann niedrigschwelliger. Auch in Teamsitzungen wird Vieles leichter mit Keksen: Ach, nimm doch noch nen Keks entschärft sehr effektiv Konflikte und schafft durch gemeinsames Lachen viel Gemeinschaft. Es ist einfach ein methodischer Ansatz, der wirkungsvoll ist, weil es Dinge entspannt, weil er das Problem nicht in den Mittelpunkt stellt, sondern den Keks. Daran können dann alle Freude haben. Und manchmal ist es ein Einstieg, weil an einem Ort keine Lösungen gefunden werden konnten, bis ich als Sozialarbeiterin mit dem Keks kam (*lacht). Bei der Diskussion, ob wir das hinkriegen, dass da immer Essen (Kekse) auf dem Tisch stehen, hat eine Kollegin zu mir gesagt: „Bow Anke, Du brauchst wirklich keine Kekse, um mit Menschen in Kontakt zu kommen.“ Natürlich ist das auch nochmal die Frage, aber gleichzeitig ist es auch eine gute Möglichkeit mit Menschen in Kontakt zu kommen – eben nicht vordergründig über die Persönlichkeit, sondern über ein geschmacksorientiertes – also bedürfnisorientiertes, glückshormonbesetztes und selbst gewähltes Objekt.

Und klar... Jetzt könnte man den Anerkennungsdiskurs starten. Warum zahlt mein Arbeitgeber keine Kekse und so. Müsste ich hier

für die Bezahlung der Schokoladenkekse eintreten. Aber ich glaube einfach, alles hat den richtigen Zeitpunkt. Ich kann ja auch einfach irgendwann damit aufhören und einen Effekt aufzeigen. Neulich hat eine Kollegin aufgehört und bei ihren Teilnehmenden eine Umfrage gemacht. Sie hat gefragt, was sie sich vom nächsten Sozialarbeiter wünschen. Die Antwort: Kekse.

AG: Natürlich braucht es keine Kekse, um mit anderen in Kontakt zu kommen, es gibt andere Schlüssel zum Beziehungsaufbau, aber Kekse sind Deine Methode.

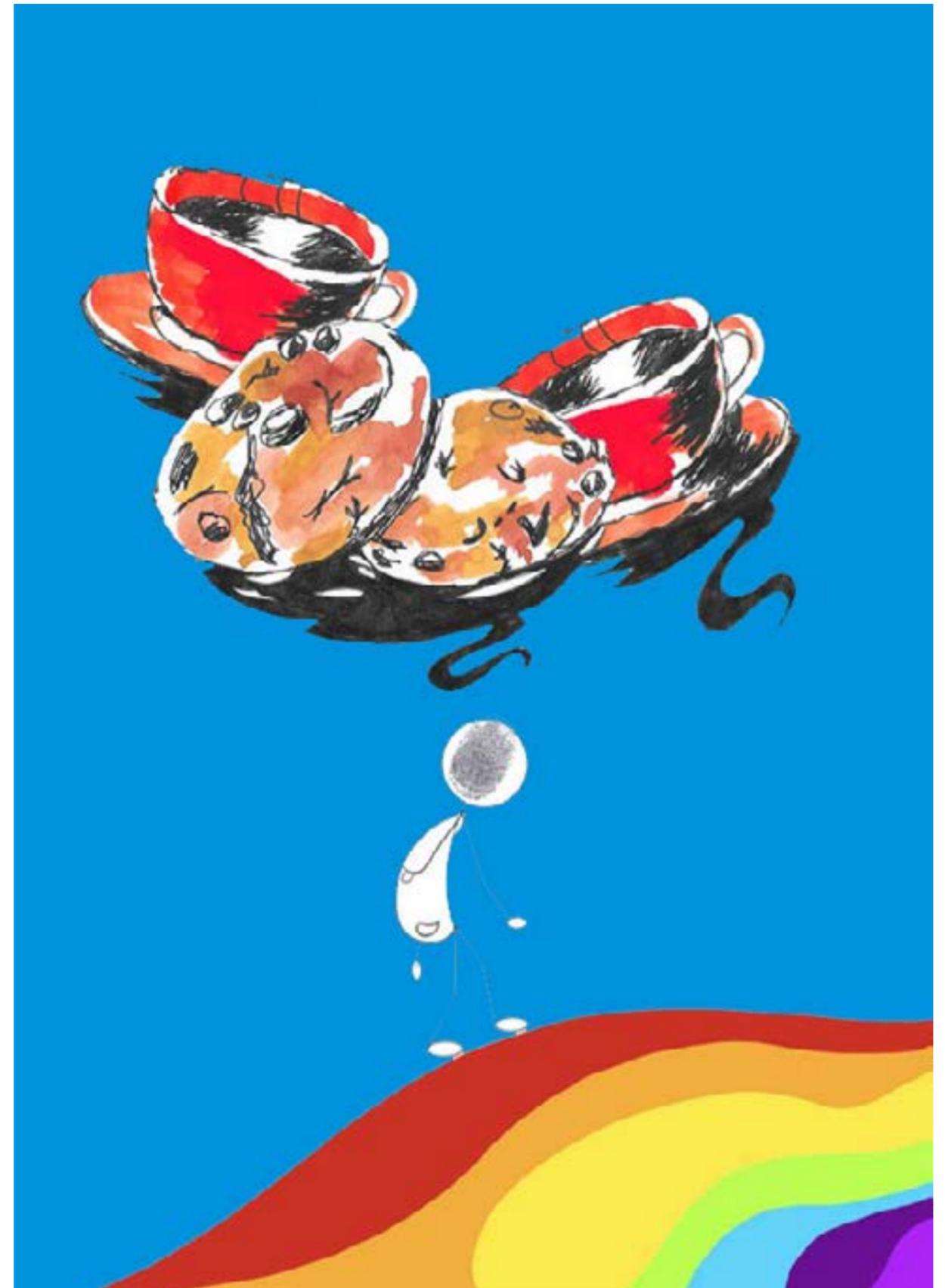
A: Aber Du hattest mich eben gefragt, ob sich meine Definition verändert hat. Und ich glaube, ich habe viel gesagt, ohne am Ende ein Fazit zu ziehen. (*lacht)

AG: Dann macht das jetzt noch.

A: Ich finde das jetzt nochmal eine spannende Frage. Ich habe am Ende von meinem Praxisbericht (Anerkennungsjahr) nochmal die Definition, die wir als Gruppe am Anfang gefunden hatten angeguckt. Die habe ich jetzt nicht mehr genau im Kopf, aber wir haben gesagt, Sozialarbeit ist die Lehre von ... und das habe ich jetzt vergessen. Aber ich weiß, dass ich sie unterschrieben hätte. Und gleichzeitig ist ein sehr wichtiger Punkt, der mir in der Praxis aufgefallen ist: wenn es um Gutachten über Menschen geht, wenn es darum geht Entscheidungen anhand von Bewertungen zu einer Person zu fällen, dann ist die Sozialarbeit die einzige Profession, die eine Sozialanamnese zur Verfügung stellen kann. Weil sie mit Menschen in der Lebenswelt arbeitet. Und das auf einer Beziehungsebene, auf der Menschen ganz anders sichtbar werden. Andere Professionen lernen Menschen in ihren Ressourcen gar nicht so kennen.

AG: Hmhm.

A: Und das ist tatsächlich so ein special, was ich für mich in der Praxis rausgefunden habe – das konnte ich mir theoretisch so nicht erarbeiten. Auch wenn ich natürlich Lebensweltorientierung kannte. Aber das ist schon so, wenn Du als Psychologe mit Menschen arbeitest, dann ist da diese Therapeutengrenze. Wenn Du als Sozialarbeiter mit Menschen arbeitest, ist da eine Professionsgrenze und gleichzeitig bist Du oft im Alltag mit den Menschen im Kontakt, statt nur im Therapiezimmer. Nähe- und Distanzregulierung ist da etwas sehr Persönliches. Die Professionsgrenze ist also abhängig von der eigenen Fähigkeit



Grenzen zu formulieren und ziehen. Und da ist jeder anders. Ich arbeite viel psychoedukativ mit klaren Zielen. Aber ich habe Kollegen, die arbeiten da nicht so, die sind da eher so, wie man sich aus Nachbarschaften kennt oder so. Und so ist dann auch die Beratungsbeziehung von der Grundlage her. Und da werden die Menschen hässlich und schön, weil es eine Alltagsbeziehung ist – auch wenn eine Professionsgrenze drinsteckt. Und das kriegt man, glaube ich, als Psychotherapeut nicht so hin, als Rechtsanwalt nicht, als Arzt nicht. Da ist man einfach als Sozialarbeiter dichter dran. Und kann da natürlich ganz andere Anamnesen aufsetzen als ein Therapeut, der noch an die Krankenkassen gebunden ist und in Diagnosen finden muss. Da sind wir als Sozialarbeiter in der Lage ressourcenorientierte Beschreibungen zu verfassen und die Notwendigkeit von Hilfe durch Prognosen und Chancengerechtigkeit zu formulieren – gemeinsam mit den KlientInnen.

Ich würde, denke ich, heute sagen: Sozialarbeit ist die Lehre der sozialen Begegnungen. Ja, ich denke da steckt alles drin, was tatsächlich passiert in dem Job und wenn es fehlt – also, die Bezugnahme zur sozialen Begegnung; also auch im Verwaltungshandeln z.B. – dann ist es nicht mehr Sozialarbeit, sondern eine andere Profession

AG: Wenn man Dich jetzt reden hört, hört man ja auch wie viele Bezugswissenschaften in der Sozialen Arbeit drinstecken. In Deiner Vielfältigkeit als Sozialarbeiterin hast Du ja Psychologie, Beratung, Recht hast Du eben genannt, auch Philosophie. Du sagst selber von Dir, dass Du ein starkes psychologisches Interesse hast und das ist dann auch Dein Ansatz. Was noch? Ich weiß, dass Du Deine Fähigkeiten aus dem Vertrieb, Marketing, im Praxisfeld Quartiersmanagement benötigt und angewandt hast. Welche Qualifikationen füllt Soziale Arbeit in der Praxis noch aus? Und wo ist es zur Geltung gekommen?

A: Das ist eine sehr komplexe Frage.

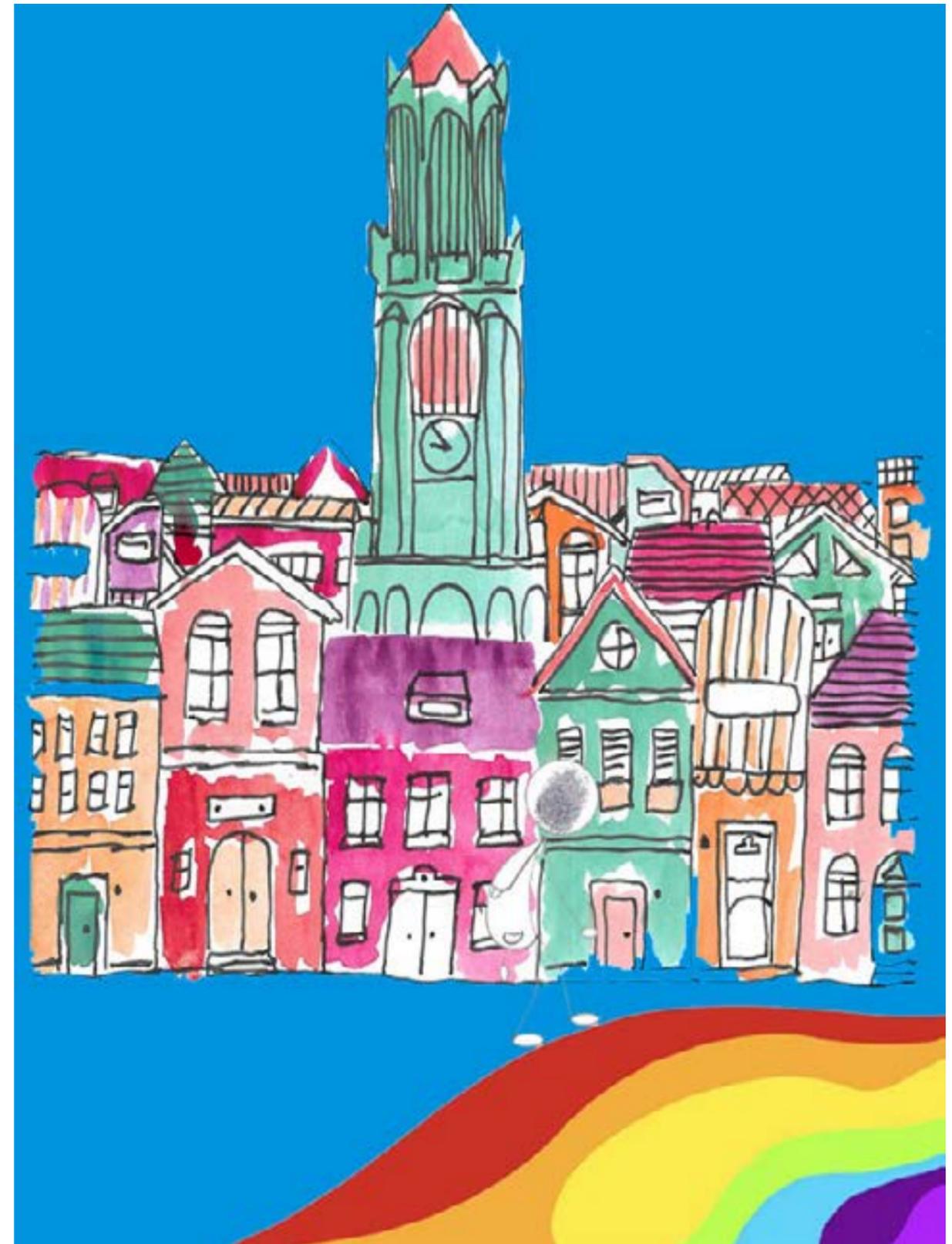
AG: Ja, habe ich auch gerade gemerkt. Die habe ich auch beim Reden formuliert. (*lacht)

A: Kein Problem kriegen wir schon hin. (*lacht). Das kommt jetzt darauf an wie tief man in die Profession einsteigen möchte. Ich glaube, alles was mit der Profession zu tun hat, kann drinstecken. Ob Du nun Kulturwissenschaften nimmst, ob Du Politik nimmst, ob Du Betriebswirtschaften nimmst, Verwaltungswirtschaft nimmst, ob Du Recht nimmst, ob Du Philosophie nimmst, ... oh mal gucken ob mir noch ein

paar einfallen ... ob Du Bildungswissenschaften nimmst, ob Du Psychologie, Psychiatrie, Medizin, ... da gibt es ja einen fetten Blumenstrauß an Professionen in der Gesellschaft, mit denen der Mensch jeden Tag in Kontakt kommt. Mit all dem. Wenn er einkaufen geht, kommt er mit der Wirtschaft in Kontakt. Und dann hast du mit Menschen zu tun, die anfangen sich an all dem zu reiben. Manche haben Angst einkaufen zu gehen, manche möchten zum Kassierer eine persönliche Beziehung haben oder zum Vermieter. Und die Vermieter kriegen es dann nicht mehr geleistet, die persönlichen Kontakt zu leisten, aber der Mensch geht anders gar nicht mit dem ins Gespräch. Du bist ja ständig in Situationen eingebunden und da weiß ich gar nicht, was es unbedingt braucht.

AG: Also, wenn ich das so höre, habe ich das Gefühl, dass man breit aufgestellt sein muss.

A: Da bin ich aktuell ein bisschen hin und her gerissen. Ja, es hilft mir sehr breit aufgestellt zu sein. Einfach weil ich diese fünf Berufsabschlüsse habe und viele unterschiedliche Praxisfelder gesehen habe. Ich war im strategischen Management, im Vertrieb, im Controlling, in der Projektkoordination und im Projektmanagement, war Jobcoach im Bildungsbereich, habe da mit den Leuten rausgefunden, was sie werden wollen. Dann war ich in der Wohnungslosenhilfe und habe da wieder strategisch aus dem Kostenträgerdenken heraus beraten. Dann habe ich irrsinnig viel hospitiert und mir alle Arbeitsfelder versucht anzugucken, die es gibt. Habe mit jungen und reifen Erwachsenen zusammen gearbeitet mit dem Fokus auf Systemsprenger. Und es ist wirklich so: Je nach dem, auf welchen Menschen du triffst, dieser bringt - in jeder Situation neu - Unterschiedliches mit. Und ich glaube tatsächlich, dass es nur möglich ist den Menschen gerecht zu werden, wenn Du in Teams arbeitest, um dieser Komplexität folgen und sie auch erfassen zu können. Ich habe mir mittlerweile ein Netzwerk in Hannover aufgebaut. Wenn es zum Beispiel um Sozialrecht geht, weiß ich, dass ich da jemanden brauche, der dafür Spezialist ist. Das kriege ich nicht geleistet auch wenn ich da häufig eine Idee zu habe. Ich bin in dem Feld der Wohnungslosigkeit nicht so tief drin, dass ich da jeden Trick und Wendepunkt kenne, also kenne ich Spezialisten dafür. Und doch ist Netzwerk nicht automatisch gleich Team. Das ist schon was, dessen man sich bewusst sein muss. Ich kann mir viel helfen im Alltag, weil ich Erfahrung mit Unternehmensprozessen habe. Und doch, ist es manchmal gar nicht möglich, auf-



grund der unterschiedlichen Trägerzielsysteme gemeinsam im Netzwerk an einem Fall zu arbeiten. Die Zeit zum Teamwerden fehlt. Und wahrscheinlich auch die Möglichkeiten.

Ich habe im Studium oft gedacht, dass die betriebswirtschaftlichen Methoden, die in der Sozialen Arbeit präsent sind, ihre Grundidee verloren haben. Sie sind in der und für Sozialarbeit nicht mehr verständlich und total entfremdet. Qualitätsmanagement ist mir beispielsweise in vielen Einrichtungen/Institutionen als Durchführungsinstrument für Verwaltungsideen begegnet. Eigentlich ist es ein total flexibles Instrument. Weil immer, wenn es feststeckt – also man merkt Qualität passiert nicht, muss sich das Qualitätsmanagement anpassen und die Prozesse müssen neu aufgesetzt werden. Das passiert, zumindest im Bildungsbereich, häufig nicht, weil lediglich die Jobcenter-Verwaltungsprozesse als MUSS-Vorgabe abgebildet werden. Es wird ein Prozess abgebildet, der eingehalten werden muss und Qualitätsmanagement wird die Überschrift. Bei Abweichungen geht es aber dann in der Regel nicht um Qualitätsanpassung, sondern um Konsequenzen (Sanktionen oder Ende der Maßnahme). Dadurch entsteht dieser Druck auf Menschen. Das zu wissen ermöglicht mir in Strukturen nochmal anders zu kommunizieren und Impulse zu setzen. Und das ist natürlich wichtig, aber welcher Sozialarbeiter hat vorher Betriebswirtschaft studiert bzw. sie in der Praxis miterlebt? Das geht ja in drei Jahren Studium gar nicht alles. Und da geht es in eine Kernkompetenz von Sozialarbeit: Offenheit. Also man muss offen sein, in der Lage sein, andere Perspektiven mit einzubeziehen. Sie sich einzuholen. Ich glaube, sonst geht man unter. Ich habe auch so gedacht: jetzt hast du viele Jahre studiert, jetzt weißt du mal alles. Nee. Nee. Nee. Nie. Nie weißt Du alles. Weil diese Welt einfach so scheißkompliziert ist. Und komplex.

Und auch jeder Einzelfall bringt so viele unterschiedliche Facetten mit – im Kontakt. Beispielsweise im Kontakt mit Vermietern. Ich habe mich mal irgendwann in ein Kundencenter von einem Wohnungsunternehmen gesetzt. Und habe einfach mal die Augen zu gemacht. Ich kam mir vor wie in einer Sozialberatungsstelle. Und die Kundenbetreuer waren alle Immobilienkaufmänner. Die waren dem gar nicht gewachsen, was da alles an Gesprächsbedarf auf sie zu kam. Und die hatten mit denen eine Vertragsbeziehung. Das war ja keine professionelle Beziehungsarbeit, die da stattfinden konnte. Also schon ..., aber eben keine an der sozialen Begegnung, die den Bedarfsmenschen beruhigen könnte oder in eine Hilfe mündet. Die Kunden, es war ein soziales

Wohnungsunternehmen, waren überwiegend Menschen, die bei uns Klienten sind. Und du kannst ja von einem Immobilienmenschen nicht erwarten, dass der plötzlich Sozialarbeiter ist. Das ging nicht. Und auch die Sozialarbeiter, die in diesem Unternehmen angestellt waren, saßen nicht im Kundencenter, sondern die hatten, nachvollziehbarerweise, andere Aufgaben. Und hier wird es deutlich: unsere Klienten gehen zu jedem Kontakt in der Welt sozial in Beziehung, weil da einfach ihr Bedarf ist bzw. weil sie eben einfach Menschen sind. Wir alle tun das. Und da werden wir dann – professionsübergreifend – gebraucht in unserer Profession. Sonst hießen wir ja nicht Sozialarbeiter. (*lacht) Wir machen was aus den sozialen Begegnungen für die Menschen. Im besten Fall Lernerfahrungen und Selbstabhängigkeit. Und überall wo es schwierig wird, müssen wir im Boot sein und transportieren worum es gerade geht und wie wir mit Klienten in Fähigkeiten finden. Ich glaube, dass man das als einzelner nicht bedienen kann. Auf keinen Fall.

AG: Du sagst, dass man am besten im multiprofessionellen Team arbeiten sollte. Wie sieht das Deiner Meinung nach aus?

A: Das ist sehr unterschiedlich. Also ich hatte Fälle, da habe ich Hilfenetzwerke aufgebaut. Manchmal habe ich sie abgebaut, weil einfach viel zu viele Sozialarbeiter aneinander vorbei gearbeitet haben. Da muss man schon im Blick haben wieviel Kommunikation und Abstimmung ist möglich, so dass es dem Menschen noch nutzt.

Manchmal rufe ich Kollegen aus anderen Helfefeldern an und mache anonyme Fallbesprechungen. Manchmal organisiere ich gemeinsame Beratungssettings für ein Spezialgebiet und übernehme dann die weitere Begleitung. Manchmal komme ich an meine Grenzen, weil ich zeitlich nicht mehr Begleitungszeit habe und dann suche ich jemanden, der das kann, was ich kann und der einen Teilauftrag von Klienten bearbeitet. Wichtig ist, glaube ich auch, dass man das Ende im Blick hat und an diesem Punkt dafür sorgt, dass sich jemand für den Fall mitverantwortlich fühlt. Das kann auch der Klient selber sein, wenn die Fähigkeit der Eigenverantwortung ausreichend vorhanden ist. Übergaben von der bereits passierten Arbeit mit Ressourcenergebnissen sind einmal Feedback an Klienten und andererseits Übergaben an Kollegen aus anderen Fachgebieten. Ich verschriftliche und visualisiere das am Ende von Maßnahmen oder Jobs häufig und übergebe Ideen zu den nächsten Schritten.



AG: Setzt also Sozialarbeit die Fähigkeit zu vernetzen voraus und beinhaltet Aufgaben zur Koordination? Im Schwerpunkt?

A: Nee, nicht im Schwerpunkt. Im Schwerpunkt ist es tatsächlich Beziehungsarbeit auf allen Ebenen. Auf jeden Fall.

AG: Wenn Du sagst im Schwerpunkt „Beziehungsarbeit“, könnte das jeder machen? Oder was hat Dich als Sozialarbeiterin da besonders qualifiziert?

A: Das kann auch nicht jeder Sozialarbeiter. Das würde ich gar nicht so sagen. Aus meinem Professionsverständnis heraus ist das so.

AG: Also hast Du das schon mitgebracht? Oder was hat Dich qualifiziert?

A: Das hat mich interessiert! Das ist einer meiner roten Fadengeschichten. Also ich habe Beziehungsmanagement gelernt. Wie macht man Vertrieb. Das macht man natürlich durch persönliche Beziehungen und Netzwerkarbeit. Und das habe ich als Grundgedanken mitgebracht in mein Sozialarbeitsstudium. Beziehungsfähigkeit. Was ist das eigentlich? Ich habe noch mal geguckt: Kundenbindung und bindungsorientierte Sozialarbeit. Wo ist da eigentlich der Unterschied? Weil ich will KlientInnen ja nicht an mich binden, Kunden aber schon. (*lacht) Wie kann man dann in Beziehung gehen und dann jemanden loslassen. Gerade wenn dem Menschen gerade Abschied schwerfällt. Aber die Erfahrung mache ich immer wieder, denn es ist ein schnelles Geschäft „Soziale Arbeit“. Auf jeden Fall musst Du mega schnell sein.

AG: Wieso musst Du schnell sein?

A: Weil Maßnahmen so gestrickt sind. Häufig. Und weil Du so einem hohen und breiten Bedarf gegenüberstehst. Da sind jetzt zwei Arbeitsfelder in meinen Kopf. Das eine sind Bildungsmaßnahmen, die immer zu gering kalkuliert sind und so viele Aufgaben beinhalten, dass man riesige Teams bräuhete, um dem wirklich gerecht werden zu können. Es sind viel zu viele Klienten im Alltag oder eben komplexe Hilfesituationen. Häufig auch noch ausgelöst durch die Maßnahmenstrukturen. Und das andere ist die Wohnungslosenhilfe, da ist das Problem Leute darin unterzubringen, weil gar nicht so schnell so viele Sozialarbeiter bei den Trägern beschäftigt werden können. Weil die erstmal Stellen kreieren müssen, dann müssen die freigegeben werden usw. Das ist immer so ein Riesending, aber der Bedarf

ist einfach auf der Straße. Da gibt es einfach nicht so viel Angebot wie Bedarf.

AG: Was macht das mit Dir, wenn Du siehst, dass da mehr Bedarf an Zeit und Geld ist, zur Verfügung stehen müsste, um diesen Job gut zu machen? Und welche Fähigkeit hilft Dir diese Konflikte auszuhalten?

A: Das ist tatsächlich kein Themenfeld, was ich als Aushalten empfinde. Also es macht einen sicheren Job. Es macht die Möglichkeit viel auf den Weg zu bringen und viel zu entwickeln. Das mag ich an dem Job zu Beispiel sehr gerne.

AG: Wenn Du sagst, Du kannst viel auf den Weg bringen? Bei den Klientinnen oder ...

A: Auch strukturell. Auf jeden Fall.

AG: Also erlebst Du Dich da schon als wirksam?

A: Auf jeden Fall.

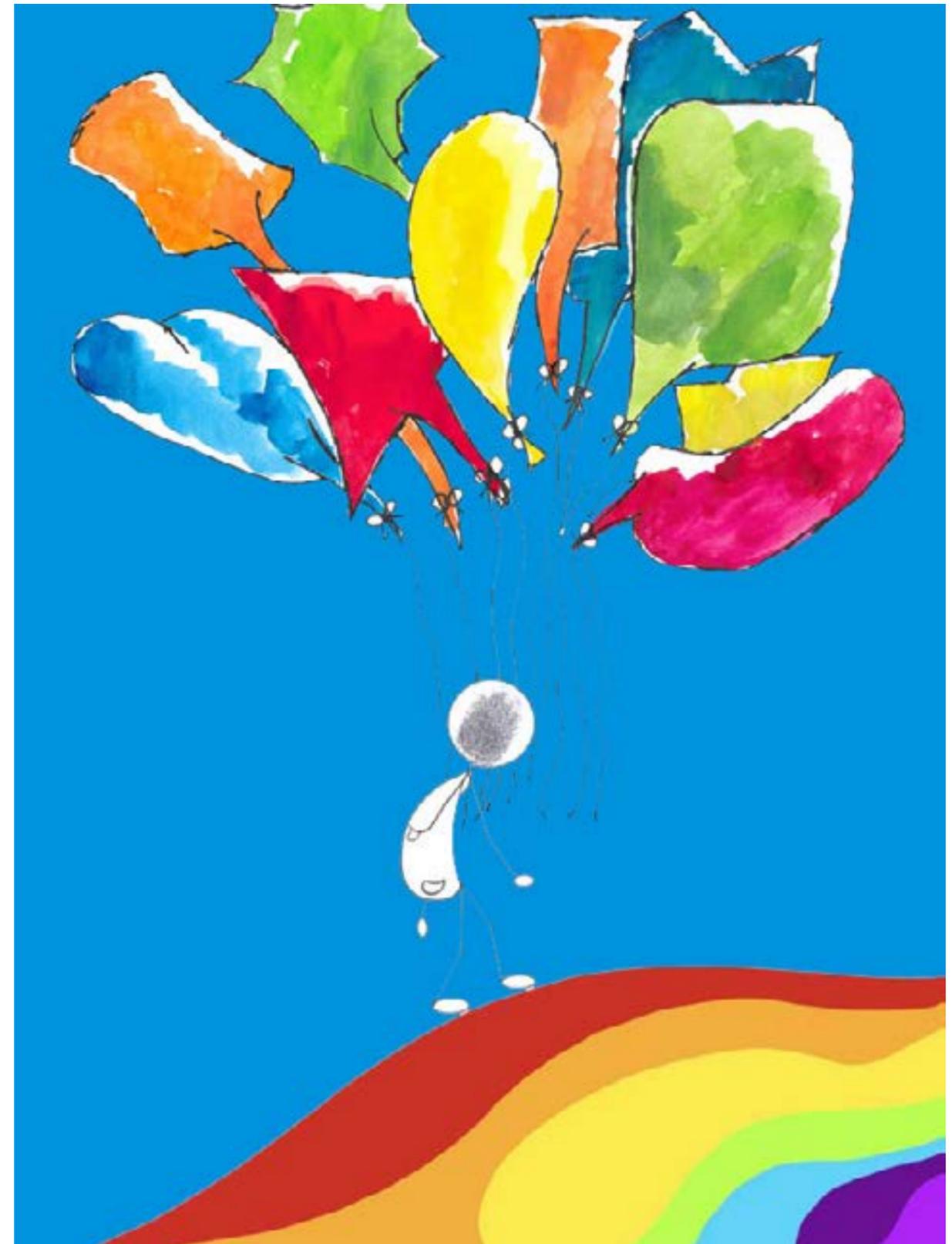
(*Pause. Interviewer guckt zum ersten Mal auf den vorbereiteten Fragezettel)

AG: Kann man manche Fähigkeit auch erst im Beruf erlernen?

A: Bestimmt. Lebenslanges Lernen und so ...

AG: Ach, das ist eine schöne Frage: Welche Fähigkeiten, müssen Sie aus ihrer Sicht für ihren Beruf besitzen? Also welche Fähigkeiten sollte ein Sozialarbeiter mitbringen?

A: Zusammenhänge erfassen können. Dynamiken begreifen. Moderieren. Zuhören. Folgen. Akzeptieren und zwar radikal. Selbstfürsorge. Grenzen setzen. Und was es braucht, ist auf jeden Fall: ein sehr fundiertes Menschenbild. Das man auch argumentieren und begründen kann. Einmal ist das für die Begegnungsarbeit megawichtig. Also was halte ich von einem Menschen, geht bis in die Handlungen. Und man agiert einfach sehr häufig spontan. Da wird so viel Haltung wirksam. Und auf der anderen Seite eben auch, um fachlich begründen zu können. Ich habe so oft gehört „das geht nicht, das kriegst Du beim Kostenträger nicht durch“ und ich habe eine E-Mail geschrieben, und das habe ich über mein Menschenbild getan, fachlich begründet über das Menschenbild. Und ich habe alles durchgekriegt. Die haben gesagt: Super, so stellen wir uns das vor. Gehen wir mit. Verstehen wir. Und ich habe an meinem Menschenbild aber auch wirklich über vier



Jahre gearbeitet. Das war Teil in jeder Hausarbeit. Und da bin ich sehr dankbar für. Auch über Zusammenhänge, also: Gesellschaftsbild und Menschenbild.

AG: Bow, das finde ich jetzt sehr mutmachend. Dass das in der Praxis wirksam ist und man damit andere erreicht.

A: Auf jeden Fall. Kommunikationsfähigkeit habe ich vergessen. Das ist für mich auch eine absolute Schlüsselkompetenz, weil man innerhalb von fünf Minuten oft switchen muss von Professions- und Alltagstank. Du hast immer diese Machtebenen mit drin von Leuten, die sehr viel über Hierarchiehaltung in der Welt unterwegs sind. Und Du musst in der Lage sein mit Menschen in der Lebenswelt zu sprechen und da musst Du „Scheiße“ sagen und „Alter“. Das ist einfach so. Und wie oft passiert mir das, dass ich zu hohen Tieren sage: „Alter“ (*lacht). Und wie oft passiert mir das, dass KlientInnen zu mir sagen: „Kannst mal aufhören die ganzen komplizierten Wörter zu sagen.“ Und dann suche ich mit den Menschen wieder einfachere Wörter. Das ist dann schon Kommunikationsfähigkeit, aber auch mit welcher Haltung bin ich unterwegs? Das ist mir aus meinem letzten halben Jahr sehr hängen geblieben.

AG: Also dann die Sensibilität für Sprache?

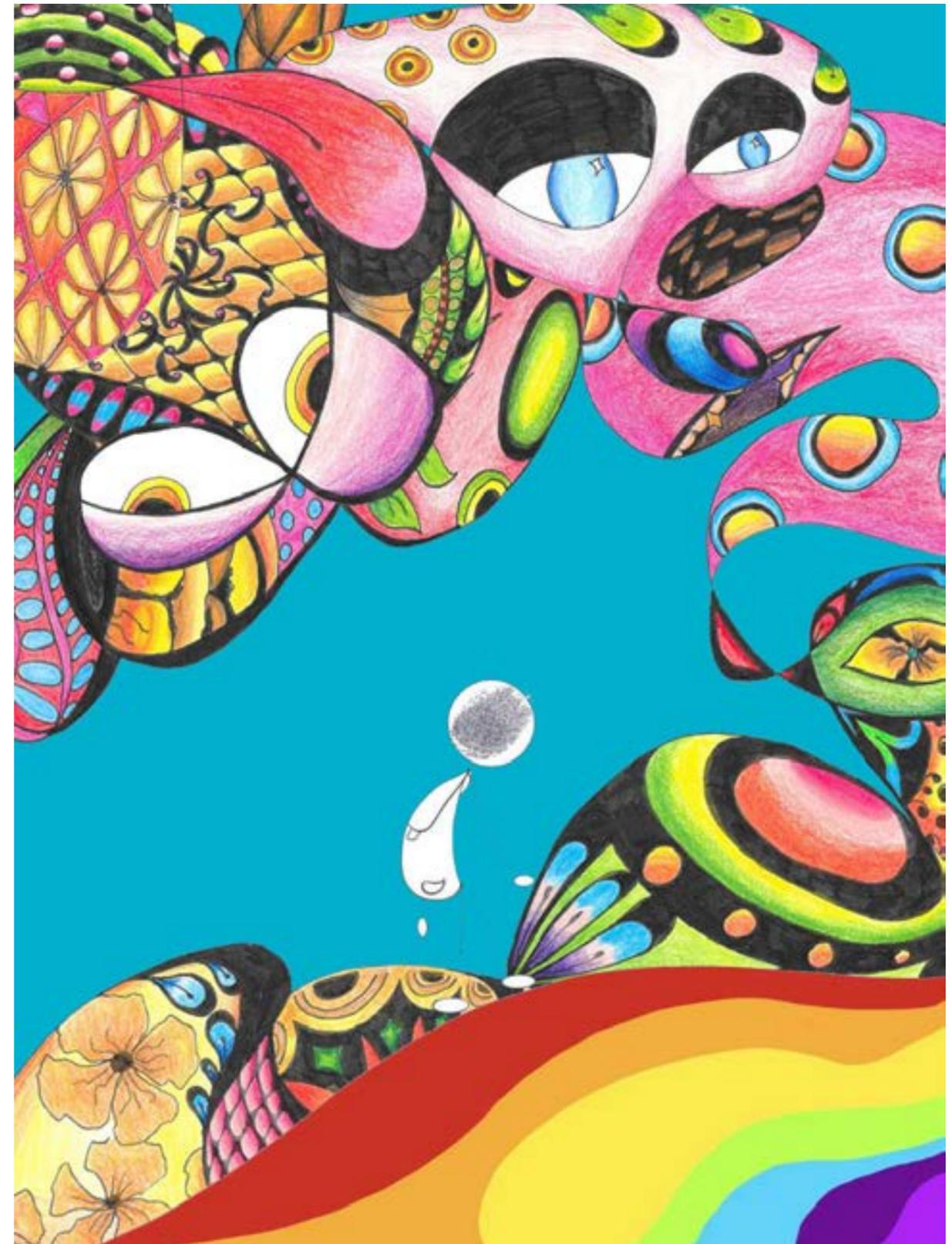
A: Nee, eher Kommunikationshaltung. Also, wie begegne ich auch Chefs. Es ist eher strategisches kommunizieren. Wenn Du in Hierarchien unterwegs bist, und das ist in diesen Jobs oft so, brauchst du die oberen Ebenen immer irgendwann. Und die Frage ist: Wann haben die ein Interesse daran sich mit dir zu unterhalten? Und da musst du Strategiearbeit machen. Da musst du gucken, wie holst du die ab, wann haben die Interesse sich mit dir auszutauschen. Manchmal braucht es Konflikte, manchmal nicht und manchmal braucht es Interesse am Menschen. Und wie kriegst du die für deine Arbeit interessiert? Wie kriegst du sie über Aufhänger interessiert? Also nicht in einer Haltung von: die da oben sind so scheiße und wir als SozialarbeiterInnen sind die einzigen, die es checken. Das bring meines Erachtens wenig. Und ist ja auch nicht so (*lacht) Du musst in der Lage sein in Beziehung zu gehen, auch wenn Dir jemand was vorwirft oder dich unter Druck setzt; musst dann das Gespräch runterkühlen und dann in ein warmes Gespräch finden.

AG: Gut, dann wurde ich jetzt zum Abschluss gerne noch wissen wollen: Was treibt Dich an?

Was gefällt Dir an Deinem Beruf besonders gut?

A: Ich habe jeden Tag das Gefühl, ich kann die Welt verändern.

AG: Ich denke, dass ist ein perfekter Abschluss für unser Interview. Anke, ich danke dir für dieses wundervolle Interview.



Lukas Heit

Arbeit mit delinquenten Jugendlichen

Interview mit Kathja, Sozialpädagogin (52) im Maßnahmenzentrum Utikon (Schweiz), einer Einrichtung für straffällige Jugendliche.

Lukas Heit: Schön, dass du gekommen bist und wir gemeinsam dieses Interview machen können. Ich würde dich zuerst bitten, einen typischen Arbeitstag zu beschreiben. Wie sieht der Alltag in deiner Einrichtung aus?

Kathja: Ich arbeite im Massnahmenzentrum Utikon (MZU), einer Einrichtung für straffällige junge Männer zwischen 16 und 25 Jahren. Es herrscht Schichtbetrieb 365 Tage im Jahr 24 Stunden am Tag, sodass die Jugendlichen rund um die Uhr betreut beziehungsweise bewacht sind. Ein Tag beginnt für die Jugendlichen damit, dass um 6:30 die Wohnzellen automatisch aufgeschlossen werden. Sie haben dann bis 7 Uhr Zeit, sich einmal auf der Gruppe zu melden und Guten Morgen zu sagen. Wie sich ab diesem Punkt der Tag für den Einzelnen weiter gestaltet ist abhängig von ihrer Tätigkeit in der Einrichtung. Zunächst aber kann jeder der möchte selbstständig frühstücken, die Küche ist morgens offen. Messer werden morgens ausgehändigt und nach der Frühstückszeit wieder weggeschlossen. Im offenen Vollzug startet der Arbeitstag um 7:00, im geschlossenen Bereich um 7:45, für die Jugendlichen, die noch zur Schule gehen ist um 8:00 Beginn.

L: Und der Alltag als Sozialarbeiter/in?

K: Bis ungefähr 11:20 macht der/die Sozialarbeiter/in auf der Gruppe administrative Aufgaben. Er/sie hat Zeit, Berichte zu schreiben, Behördentelefonate zu führen, sich um Termine kümmern, Kioskbestellungen der Klienten bearbeiten und so Sachen, um die sich halt gekümmert werden muss. Um 11:00 beginnt der zweite Pädagoge auf der jeweiligen Gruppe seinen Dienst, da um 11:20 die Klienten vom Arbeitsbereich zurückkommen, um Mittag zu essen. Dann sind 30 Minuten Tischzeit verpflichtend, damit die Pädagogen beobach-

ten können, wie sie den Vormittag verbracht haben, wie die Launen der Jugendlichen sind, wie die Gruppendynamik ist und eventuelle Gefahrenabwägung vorgenommen werden kann. Das ist extrem wichtig, weil man in der Regel hier schon erkennen kann, ob es bestimmte Auffälligkeiten gibt, die zu einer Gefahr werden können. Nach dem gemeinsamen Mittagessen und dem aufräumen können die Klienten in Begleitung der Pädagogen auf den Hof und ihre Mittagspause verbringen, wie sie wollen. Manche machen ein bisschen Sport, andere gehen auf ihr Zimmer und legen sich hin, was auch völlig in Ordnung ist. Um 13:00 werden dann alle vom Sicherheitsdienst abgeholt und wieder zur Arbeit oder zur Schule gebracht, wo sie dann bis 16:30 den Tag verbringen. In der Zeit kümmern die Pädagogen/innen sich dann um Dokumentationen und alles, was im Büro so anfällt. Um 17:30 wird gemeinsam zu Abend gegessen, danach gibt es einmal wöchentlich Soziales Kompetenztraining und regelmäßig entspannte Bezugspersonengespräche beim Sport oder halt andere niedrigschwellige Gesprächsangebote.

L: Mit welchen Herausforderungen wirst du im Alltag konfrontiert?

K: Mit einem unfassbar hohen Potential an Dissozialität der Jugendlichen. Regeln und Normen werden als überflüssig deklariert, damit geht die Gefahr einher, dass ihre eigenen Bedürfnisse rigoros im Vordergrund stehen und mit allen Mitteln versucht wird diese durchzusetzen. Sanktionen oder Konsequenzen haben hier wenig bis gar keinen Lerneffekt. Am schlimmsten ist aber die daraus resultierende Gewaltbereitschaft gegen alle Beteiligten. Die meisten Jugendlichen bei uns sind hemmungslos in der Ausübung von Gewalt und sehen sie als legitimes Mittel zur Durchsetzung ihrer Wünsche.

L: Unterscheiden sie zwischen Männern und Frauen in der Ausübung ihrer Gewalt?



K: Gewaltbereit sind sie in jedem Fall, Männern gegenüber eher physisch, bei Frauen geschieht es eher psychisch, durch systematische Abwertung, Erniedrigen und/oder Beleidigungen.

L: Was macht die Vielseitigkeit in deinem Arbeitsalltag aus?

K: Der Fokus des Jugendstrafrechts in der Schweiz liegt auf der pädagogischen Nacherziehung und auf der Deliktarbeit. Die Beziehungsgestaltung mit den Jungs ist immer wieder unterschiedlich und spannend. Wir versuchen zu vermitteln, dass man auch ohne Gewalt selbstwirksam handeln kann und trainieren Konfliktfähigkeit und die sozialen Kompetenzen. Die Balance aus delikt- und ressourcenorientierten Arbeiten ist die Grundlage unseres Handelns und macht vermutlich auch die Vielseitigkeit aus, denn jeder Mensch, unabhängig von der Schwere seiner Tat, hat auch positive Persönlichkeitsanteile, die man fördern sollte.

L: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen?

K: Man muss schon sehr aufmerksam sein. Du brauchst viel Feingefühl, sowohl in den Gesprächen mit den Jungs, als auch beim Beobachten ganzer Gruppen. Eigentlich wägt man ständig ab, wie hoch ist die Fluchtgefahr bei möglicher Öffnung, wie ist die Dynamik und das Aggressionspotential, wie hoch ist die Rückfallgefahr. Und in jedem Fall erlebt man viel Widerstand und die Jugendlichen versuchen immer wieder zu diskutieren. Wichtig ist, dass man auch eine gute Balance aus Vertrauen und Realismus findet. Das kommt mit der Zeit, man entwickelt ein Gefühl, wann sich jemand ernsthaft entwickelt hat und wann er es vorspielt, um vielleicht eine Öffnung oder einen anderen Vorteil zu bekommen, das spiegelt in der Regel sein Verhalten wieder.

L: Und wie gestaltet sich die Arbeit mit euren Kooperationspartnern/innen?

K: Das hat verschiedene Ebenen. Intern im MZU arbeiten wir als pädagogisches Team gemeinsam mit den Psychotherapeuten/innen, den Lehrer/innen und den Arbeitsagogen. Wir stehen im stetigen Austausch über Geschehnisse und Entwicklungen der Jungs, man merkt manchmal unterschiedliche Ansätze, aber die Zusammenarbeit funktioniert sehr gut. Extern arbeiten wir natürlich mit den einweisenden Behörden, der Jugendanwaltschaft, dem Bewährungs- und Vollzugsdienst. Wenn es Sinn

macht, arbeiten wir auch mit den Familien der Jugendlichen zusammen.

L: Was motiviert dich in deinem Alltag?

K: Ich scheine die besondere Herausforderung zu suchen, ich habe vorher in der Onkologie und in der Psychiatrie gearbeitet, jetzt im Strafvollzug. Ich bin einfach überzeugt, dass niemand böse zur Welt kommt. Menschen verdienen weitere Chancen und sich abkehren von der Entscheidung, so zu leben und zu handeln.

L: Was würdest du in deinem Alltag verändern?

K: Ich hinterfrage die Notwendigkeit von geschlossener Unterbringung und wünsche mir mehr Flexibilität und Veränderungsbereitschaft auch in der Justiz. Ich bin mir nicht sicher, ob geschlossene Systeme dazu beitragen, dass Entwicklungsproblematiken bei Menschen verbessert werden. Bei renitenten Jugendlichen wird die Symptomatik dadurch eher verschlimmert und man liefert sich einen nie endenden Machtkampf. Das System sollte nicht so starr sein, sondern auch reagieren können.

L: Was macht dein Berufsfeld aus deiner Sicht aus?

K: Der Kontakt zu den Jugendlichen.

L: Welche Voraussetzungen muss man erfüllen, um bei dir zu arbeiten?

K: Soziale Arbeit studieren und im Optimalfall die eigene Persönlichkeitsentwicklung weitestgehend abgeschlossen haben. Die Jungs erkennen deine Schwachstellen in der Regel binnen Sekunden und sind geschult darin, Menschen zu manipulieren und die blinden Flecke für sich zu nutzen, weswegen man sich selbst recht gut kennen und verstehen sollte und auch sich möglicher wunder Punkte bewusst sein.

L: Hast du vorher Erfahrungen in anderen Berufsfeldern gesammelt, die dir jetzt weiterhelfen?

K: Ich bin gelernte Psychiatriekrankenschwester, weshalb ich mit Extremsituation schon immer umgehen konnte und musste. Klar, das hilft jetzt auch, um die Ruhe und Übersicht zu bewahren.

L: Welche Fähigkeiten musst du für deinen Beruf besitzen?



K: Humor, fit sein in Kommunikation, gefestigte Persönlichkeit, Selbstbewusstsein, Offenheit, Menschenfreundlichkeit, Fachwissen aber nicht über Allem, Flexibilität.

L: Wurden dir die benötigten Fähigkeiten während des Studiums vermittelt?

K: Nein. Das theoretische Hintergrundwissen und Methodenkompetenz aber schon.

L: Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

K: Definitiv. Vor Allem die adressatengerechte Sprache, überhaupt wie man wirklich auf Augenhöhe kommuniziert, da findet man erst in der Praxis den Weg und versteht die Eigenheiten der unterschiedlichen Menschen.

L: Was ist für dich das Wichtigste an deiner Arbeit?

K: Die Neugierde und das verstehen wollen der Menschen und ihrer Absichten.

L: Und wo liegen deine persönlichen Grenzen?

K: Die sind ganz schnell erreicht, wenn ich sehe, dass ein Mitarbeiter mit Gewalt etwas am Klienten machen möchte, was er nicht will. Das ist eine massive Grenzüberschreitung, wir können den Jungs nur Angebote machen und ihnen immer wieder erklären, dass es für jedes Ablehnen oder Annehmen eines Angebots Konsequenzen in die eine oder andere Richtung gibt, die Entscheidung liegt aber immer bei dem Einzelnen. Mitarbeiter/innen meinen aber häufig sich selbst glorifizieren zu müssen und sonst was für Heldentaten zu verbringen und zu erwarten. Außerdem nerven mich übergeordnete Systemprobleme und ihre starren und rigiden Konstrukte.

L: Welche Bezugswissenschaft beeinflusst deine Arbeit am Meisten?

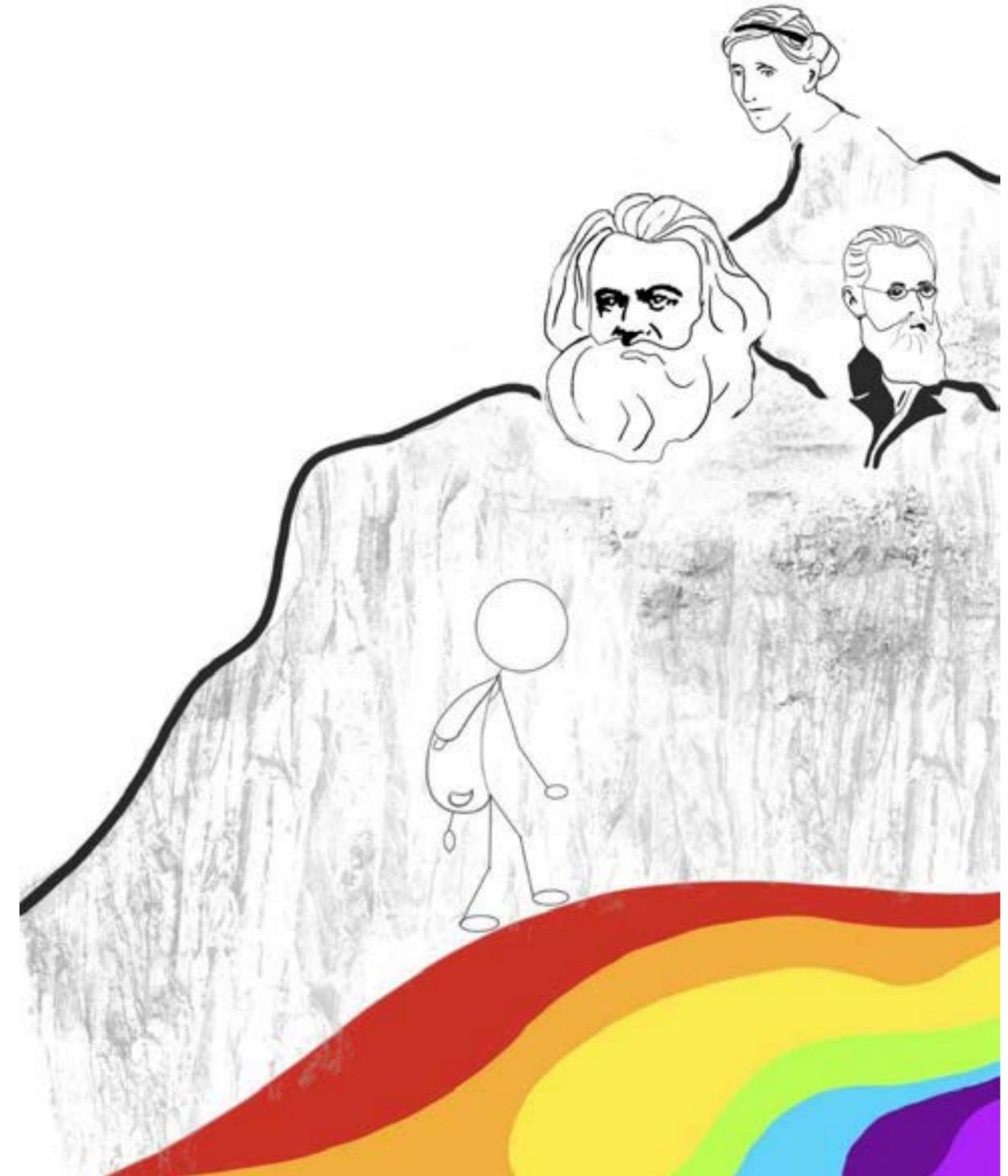
K: Recht, Philosophie, Psychologie.

L: Was gefällt dir besonders an deinem Beruf und den Menschen, mit dem du arbeitest?

K: Die Unterschiede, gegenseitige Lerneffekte, eigene Grenzen und verbohrtte Haltungen werden offengelegt. Die Jugendlichen spiegeln extrem viel, sodass man sich selbst auch nochmal auf eine andere Art und Weise hinterfragt. Wichtig ist, dass man sich klarmacht, wie viel Macht man in den Beziehungen hat.

L: Angenommen, du könntest eine Sache an dem Beruf ändern, was wäre das?

K: Mitarbeiter/innen an der Basis sollten mehr Gehör finden und Mitbestimmungsrecht haben. Je weiter weg von den betroffenen Menschen entschieden wird, desto weiter entfernst du dich aus ihren Lebenswirklichkeiten.



Ronja Kolle
Suchtberatung

Sozialpädagogin A. einer Suchtberatungsstelle

Ronja: Also die Aufnahme läuft jetzt, ist das für sie in Ordnung das das Interview aufgezeichnet wird?

A: Ja ist in Ordnung

I: Ok.dann kommen wir zur ersten Frage. Darf ich sie bitten, mir einen typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

A: Ja Ich bin ja hier in der Suchtberatung tätig als Suchtherapeutin und Beraterin und typischer Arbeitstag, so wie heute dass ich hier ankomme und erstmal gucke, auch im Internet im in meinem Email Account was so anliegt. Dann habe ich einige Termine, Gesprächstermine vereinbart die stattfinden werden. Am Vormittag meistens dauert so ein Termin eine knappe Stunde und dann ist Zeit, dass ich diese Dinge dokumentieren muss dann gibt es Post um die ich mich kümmern muss, habe ich eben auch schon was weggeschickt, die Rentenversicherung möchte irgendwelche Dinge wissen und dann findet am Ende des Tages noch eine Gruppe statt, Rehagruppe und dann ist der Tag irgendwann zu Ende.

R: Ok mit welchen Herausforderungen werden sie in ihrem Arbeitsalltag konfrontiert?

A: Das sind ganz unterschiedliche, wenn man mit Menschen arbeitet dann gibt es immer unterschiedliche Dinge die auf einen zukommen und manchmal sind es eben Menschen die in sehr schwierigen Situationen sind, die sehr unter Druck stehen, manchmal diesen Druck auch weitergeben. Manchmal ist es einfach so dass es schwer ist das alles so zu hören und mitzutragen was dann teilweise die Menschen so erleben; ja das sind so ein paar Beispiele dafür.

I: Okay. was macht die Vielseitigkeit in ihrem Arbeitsalltag aus?

A: Ja unser Schwerpunkt sind Suchtkranke und da ist zum einen bei dem Thema Sucht vielseitig, das ist einfach sowohl gesundheitliche als auch psychologische Aspekte und auch soziale Aspekte die da zusammenkommen. Das finde ich persönlich einfach sehr spannend, das es so ganz verschiedene Seiten sind, mit dem man zu tun hat. Es geht um nochmal ?

R: Die Vielseitigkeit

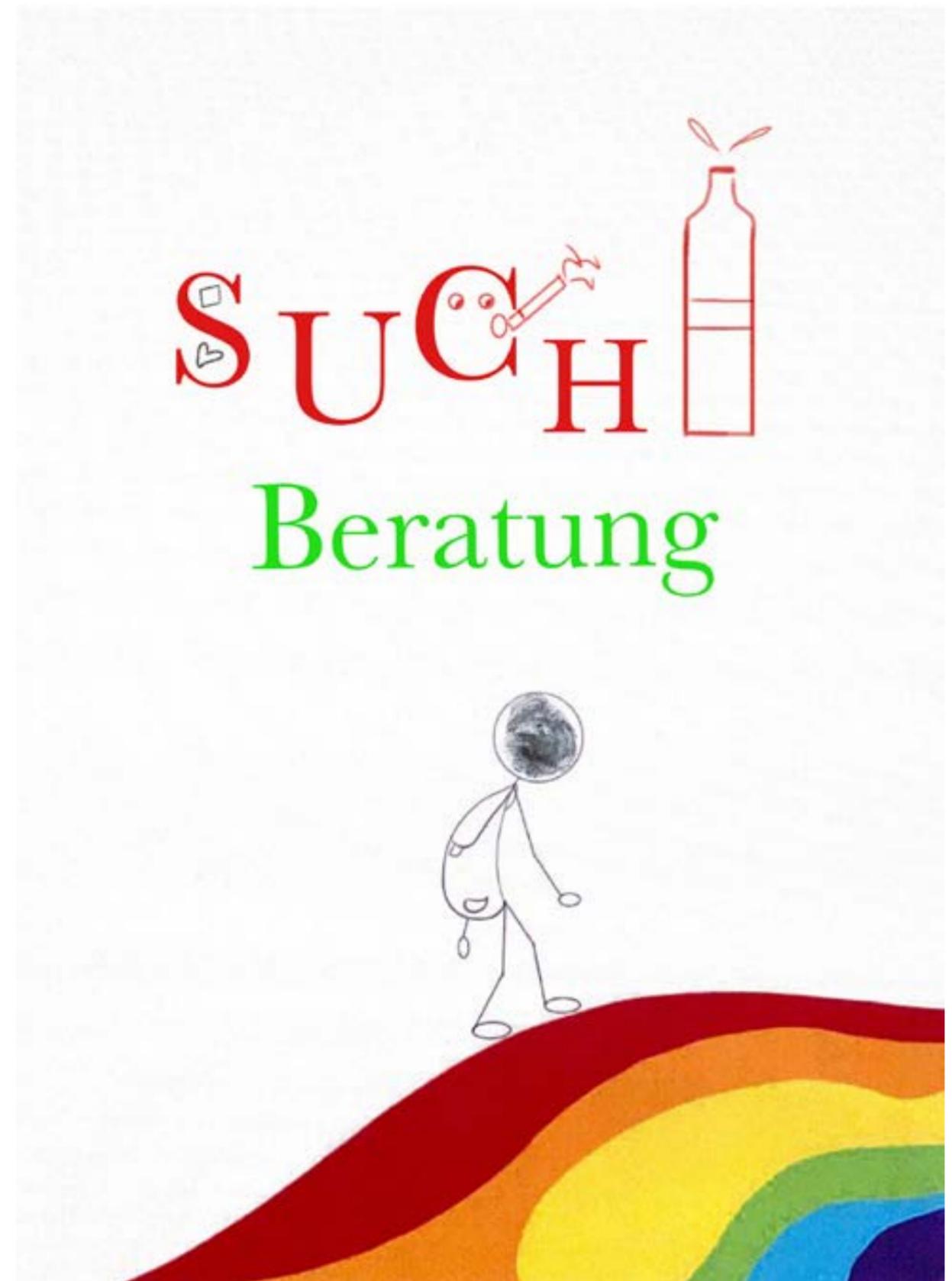
A: die Vielseitigkeit genau ja. Und mir gefällt auch das es so eine Mischung ist aus persönlichen Kontakten die man hat, aber durchaus auch Zeit in der Dokumentation auch Netzwerkarbeit, also dass man so in unterschiedlichen Bereichen einfach auch tätig ist.

R:Wie gestaltet sich insgesamt die Zusammenarbeit mit der mit dem Klientel?

A: Das ist so dass den meisten hier telefonischen Kontakt aufnehmen manche auch per E-Mail und dass man sich dann in der Regel auch persönlich verabredet das finde ich jetzt wieder Persönlichkeit das hat oft auch weil in der vergangen in den letzten ein 2 Jahren eben per Videotelefonie oder auch nur telefonisch stattgefunden und dann eh würden erstes Gespräch gemacht manchmal bleibt es dabei und manchmal ergeben sich auch folgekontakte daraus.

R: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner*innen?

A: Das ist ganz unterschiedlich. Es gibt da sehr gewachsene Strukturen, zum Beispiel mit den Beratungsstellen vom Diakonischen Werk haben wir sehr lange sehr gut zusammengearbeitet und sehr in auch in Kooperationsvertrag.Inzwischen ist das eher dann der Vertrag besteht nicht mehr aber die Kooperation ist trotzdem noch an verschiedenen Punkten da. Es ist häufig sind es auch persönliche Kontakte die sich so mit der Zeit ergeben haben dass



man einfach auch Therapeuten aus Kliniken häufiger schon gesprochen hat und dadurch einfach einen ganz guten Draht hat. Wir sind in verschiedene Gremien auch vertreten werden auch innerhalb des Hauses also von anderen Beratungsstellen angefragt wenn es Themen gibt die mit Sucht zu tun haben, also das ist sehr vielfältig die Kooperation stattfinden.

A: Was motiviert sie in ihrem Arbeitsalltag?

R: Mich motivieren meistens die Begegnung mit den Menschen die Ich habe, das ist sowohl mit den Klienten und Klientinnen die kommen, aber auch mit den Kolleginnen und Kollegen, das sind einfach oft gewinnbringende Kontakte.

R: Was würden sie an ihrem Arbeitsalltag verändern?

A: Im großen Ganzen bin ich eigentlich ganz zufrieden mit meinem Arbeitstag wenn es in den Zeiten wo es ausgewogen ist, manchmal ist es so dass es eben auch voll ist das ebeneinfach viel zu tun ist, aber Ich glaube das gehört dazu so. Also ja was immer so ein bisschen schwebt sind die finanziellen Ressourcen und wenn ich was verändern könnte dann wäre es natürlich dass das so diese die finanziellen Aspekte einfach nicht so stark im Vordergrund stehen würden und es einfach gesichert wäre und man sich voll und ganz auf die Arbeit konzentrieren könnte.

R: Dann kommen wir zum zweiten Themenblock das ist das Berufsfeld. Und da ist die erste Frage in welchem Berufsfeld sind sie tätig?

A: Ja also grob bin ich Sozialpädagogin, Sozialarbeiterin und das Berufsfeld ist Sucht und speziell noch eben Suchtberatung und Suchtrehabilitation, also Sucht-Therapie - soll ich dann noch mehr zu sagen, dass es so dann für Qualifikationen gibt oder kommt das noch?

R: Das kommt noch. Die zweite Frage wäre jetzt nämlich wie würden sie ihre Kernaktivitäten ihrer Arbeit beschreiben?

A: Also die Kernaktivitäten ist Beratung und Rehabilitation aber auch Verwaltungsarbeit und Öffentlichkeitsarbeit, Netzwerkarbeit.

R: Was hat sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

A: Speziell mit den Suchtkranken denke ich, ist es so dass mich genau dieser (dieser) Mix

aus den verschiedenen Bereichen Gesundheit, Soziales und Psychologie einfach sehr ansprechen, weil ich das spannend finde und weil ich auch gerne in der Beratungsstelle arbeiten das ist auch meiner Sicht eine sehr schöne Arbeit.

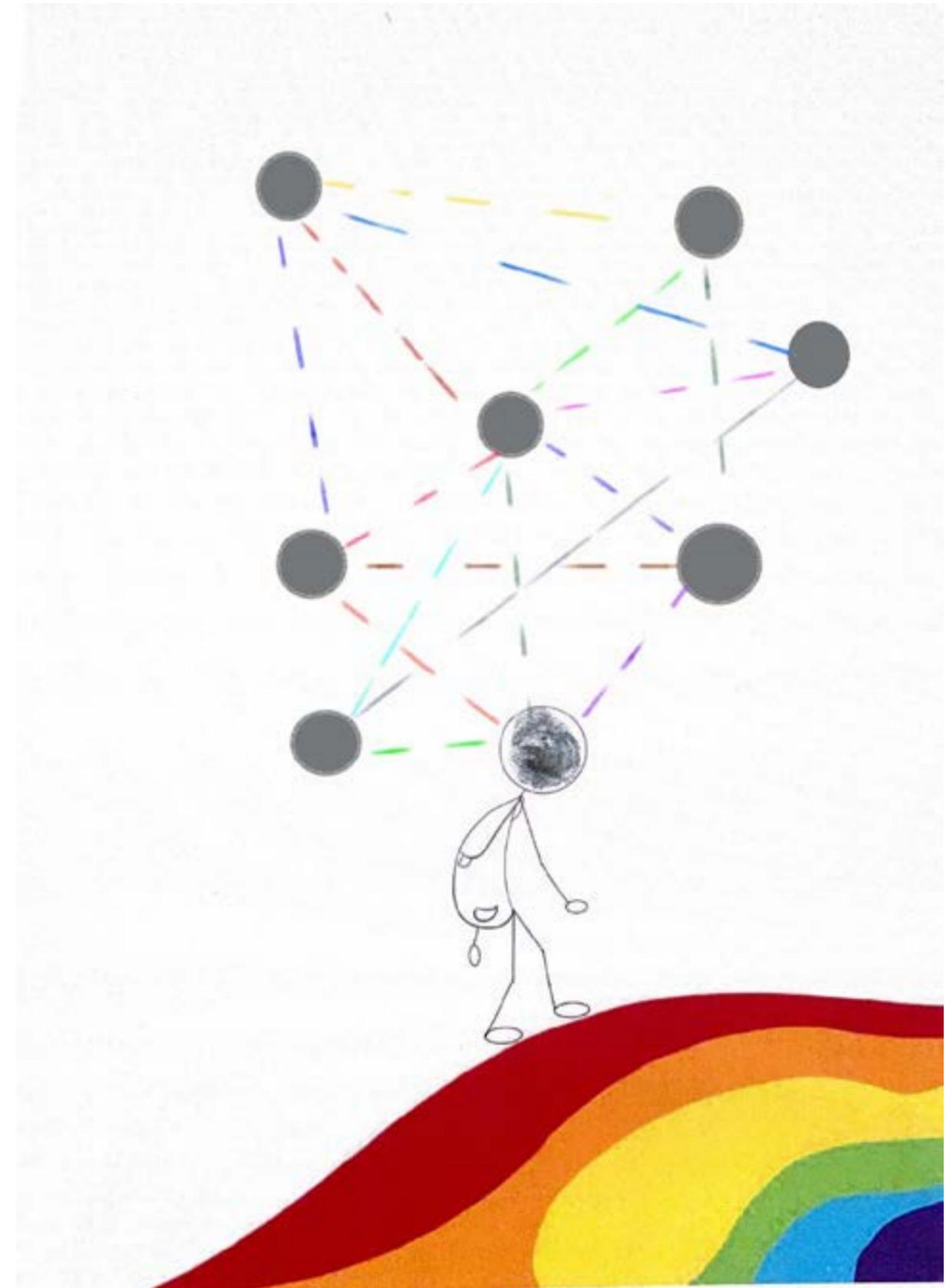
R: Was macht eh was macht aus ihrer Sicht ihr Berufsfeld aus?

A: Was ich hier besonders schätze ist, dass wir auch längerfristig mit Menschen arbeiten also die längerfristig begleiten also nicht nur einen kurzen Beratungskontakt häufig haben manchmal schon, aber manche Menschen eben auch über ein oder zwei Jahre begleiten. Und auch dadurch dass es eine Suchterkrankung ja eine Rückfall-Erkrankung ist oft einfach auf ist immer mal wieder Phasen gibt wo sich dann Menschen die hier angedockt haben, wieder ein und wenden und wo man dann einfach nochmal ein schwieriger Zeiten begleitet und Ja, das ist so eine Besonderheit hier.

R: Welche Voraussetzungen oder Qualifikationen muss man erfüllen um in ihrem Beruf zu arbeiten?

A: Mit Beruf ist immer ganz speziell auf die Tätigkeiten gemeint? (R: ja genau) Ja, Ich denke es ist auf jeden Fall erstmal ist es wichtig, dass man die Ausbildungen hat, die notwendig sind um einfach auch in diesem Bereich zu arbeiten, speziell wenn man Reha machen möchte, dann muss man noch eine Suchttherapeutische Ausbildung haben die auch anerkannt ist von den Rentenversicherungsträgern. Und ansonsten ist es auf jeden Fall wichtig eine beraterische Ausbildung auch zu haben noch zusätzlich zu der Qualifikation die man durch Studium hat, weil man einfach weil das die Hauptarbeit ist Beratung und da sehr wichtig ist dass man da gut ausgebildet ist, einfach um zum einen hilfreich für die Personen zu sein, die eben Unterstützung suchen, aber zum anderen einfach auch um für sich selber klar zu sein und gesund zu bleiben und nicht das Gefühl zu haben, man müsse die Probleme von den anderen lösen. Das sind alles so Dinge die bekommt man in der Ausbildung vermittelt, dass man eben bestimmte Dinge zur Verfügung stellen kann, aber eben nicht die Probleme von den Menschen lösen muss die hier sind das machen die nämlich selber.

R: Haben Sie vorher Erfahrungen aus anderen Berufsfeldern gesammelt, die ihnen in ihrem jetzigen beruf weiterhelfen?



A: Ich bin tatsächlich schon immer Sozialpädagogin gewesen. Ich habe kurz im Jugendhilfebereich auch gearbeitet und natürlich kann man aus allen Bereichen immer Kenntnisse mitnehmen, die einen irgendwie nutzen.

R: Was sind die Zielgruppen beziehungsweise welche Menschen werden durch ihren Bereich der sozialen Arbeit erreicht?

A: Wie gesagt, also Suchtkranke, Angehörige oder auch von Sucht bedrohte Menschen. Und speziell haben wir hier in der Beratungsstelle den Schwerpunkt legale Suchtmittel, das heißt Alkohol und Medikamente. Es gibt auch natürlich Ratsuchende, die Fragen bezüglich Drogenkonsum haben oder eben auch Mischformen haben und da haben wir natürlich auch mit zu tun oder auch Verhaltensüchte wie Internetsucht oder mit dem Medienkonsum speziell oder auch Spielsucht. Also das sind alles auch Anfragen, die wir haben wo wir zumindest auch erstmal eine Erstberatung machen.

R: Wird und vor allem wie wird ihr Berufsfeld aus ihrer Sicht von der Gesellschaft wahrgenommen?

A: Ja, das ist eine gute das ist eine gute Frage. Also mein Eindruck ist, das das eher verdrängt wird also dass nicht viel Interesse an dem Bereich besteht, weil es irgendwie keine besonders angenehme Thema ist und auch weil Sucht keinen guten Stand in der Gesellschaft hat weil es sehr etikettiert wird und auch mitschwingt häufig, das da ein selbst verschulden vorliegt und das auch sowas wie eine wie eine Unterstützungsbereitschaft oder Spendenbereitschaft für den für den Bereich oft sehr gering ist. Der andere Pohl ist zum Beispiel krebskranke Kinder, wo ganz viel Mitgefühl da ist und männliche suchtkranke ist glaub ich so die ganz andere Seite, weil ja auch viele Dinge passieren untersucht Mittel Einfluss die die auch sehr schädlich sind also Gewalt, Gewalt in der Familie, im Verkehr im Straßenverkehr entsteht ja viel Schaden auch durch Suchtmittel Missbrauch, deswegen ist da die Lobby nicht sehr groß. Und ich erlebe dass eher das kein sehr hohes Interesse ist auch an der Arbeit die wir machen.

R: Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

A: in dem einfach ein größeres Verständnis dafür geschaffen wird, das Sucht mitten in der Gesellschaft angekommen ist, schon immer und da auch seinen Platz hat und das ist für

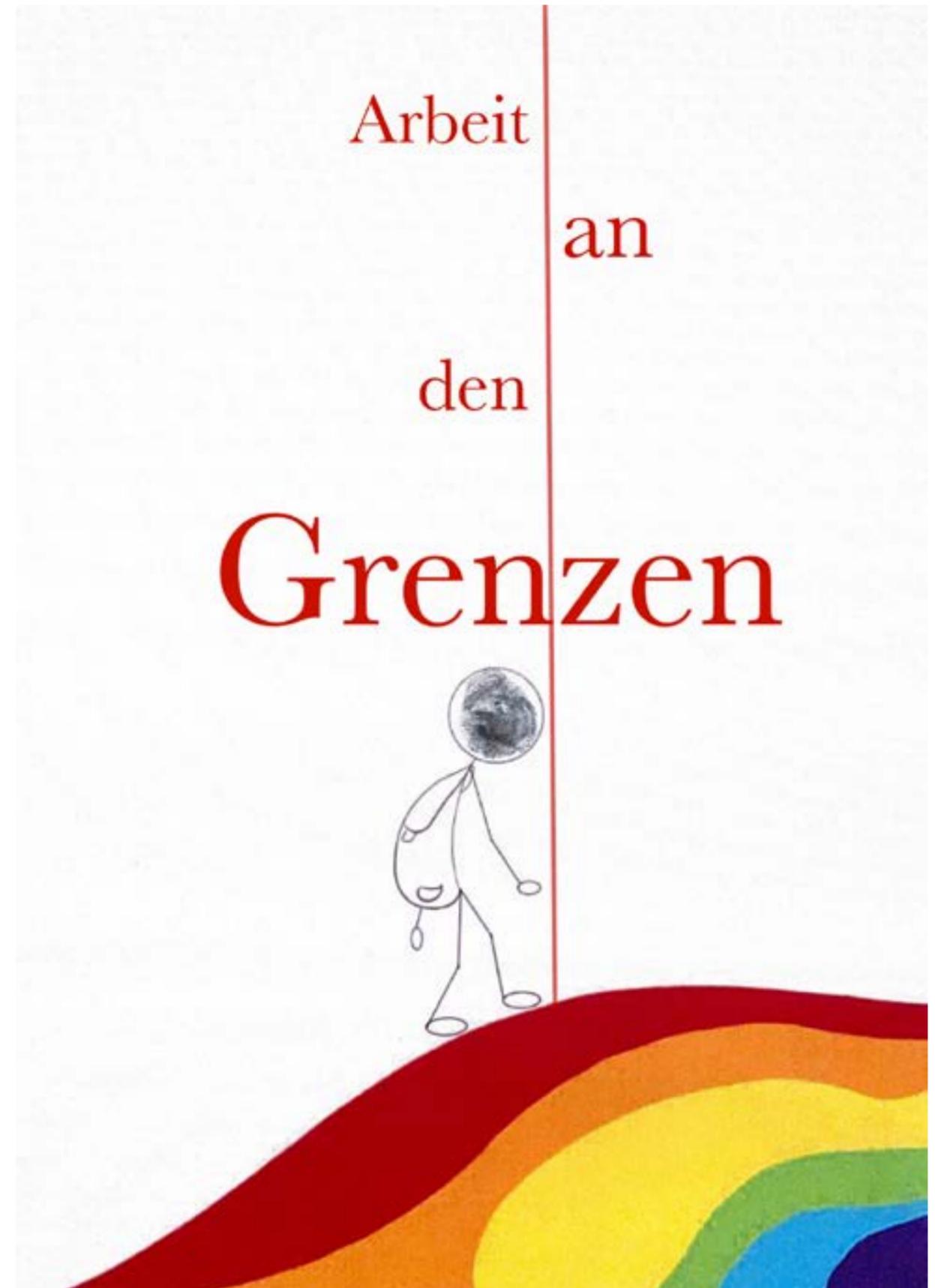
die Gesellschaft einen großen Wert hat sehr frühzeitig da zu intervenieren und auf den Menschen die Möglichkeit zu geben, ohne Stigma mit ihrer Sucht umzugehen und ja, das ist eben weniger normale Krankheit angesehen wird.

R: Ja, dann kommen wir zum dritten Themenblock, das sind die Disziplinen. Und die erste Frage welche Fähigkeiten müssen sie aus ihrer Sicht für ihren Beruf besitzen?

A: Ja, Ich denke es ist gut eine gewisse Einfühlungsvermögen ist ganz klar neben allen fachlichen Dingen die man so haben muss, also ein Grundverständnis natürlich von dem von der Sucht und von den ganzen Mechanismen die da so zu tun haben. Dann sind so Basis Fähigkeiten wie Empathie, Verbindlichkeit, Zuverlässigkeit - das sind so ganz eigentlich selbstverständliche Dinge, die aber glaube ich eine ganz große Rolle spielen, das man die so als Berater einfach auch lebt. Es ist ganz gut, wenn man so über seine eigenen Themen Bescheid weiß und das eben auch aus der Beratung raus halten kann, beziehungsweise zuordnen kann. Es ist sehr wichtig, mit Gruppen zu arbeiten auch also das sind so diese fachlichen Dinge die auch wichtig sind, weil wir viel mit Gruppen arbeiten, das hat einen wichtigen Stellenwert. Ja, das sind so spontan Dinge die mir einfallen, kann man bestimmt auch ganz viel - es ist auch gut wenn man schreiben kann, also wir müssen auch Viele Berichte schreiben und wenn einem das sehr schwer fällt das bestimmt auch schwierig. Es ist gut wenn man sich gut vernetzen kann, also kommunikative Fähigkeiten spielen auf jeden Fall eine große Rolle.

R: Wurden ihnen die benötigten Fähigkeiten inne innerhalb des absolvierten Studiums oder der absolvierten Ausbildung vermittelt oder in beiden?

A: Ja, grundsätzlich in beiden also im Studium wird eine Basis vermitteln, aber da ist es wichtig eigentlich dran zu bleiben und überhaupt ist auch meine Empfehlung, gerade in diesem Bereich, also in der Sozialen Arbeit sich eigentlich permanent fortzubilden weiterzubilden, weil das wichtigste Werkzeug ist man selber, ist die Person und die Persönlichkeit ist das, womit man arbeitet und da eigentlich permanent Prozess zu sein. sich zu reflektieren, was Neues dazulernen über seine Stärken über seine Entwicklungsbereiche zu lernen. Es ist einfach ganz wichtig und ist aber auch so gut das ist dann einfach auch dazu führt, dass man seine Arbeit gut und gerne macht. Deswegen bin ich dann großer Fan von.



R: Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

A: Ja natürlich, weil viele Dinge ja erst im Beruf auf einen zukommen, also viele Herausforderungen Themen und Schwierigkeiten und die kann man dann klären wenn, sie eben kommen und wenn man die irgendwie bewältigen muss.

R: Was ist für sie das wichtigste an ihrer Arbeit?

A: Das wichtigste habe Ich glaube ich schon an einer anderen Stelle mal gesagt, Das ist die Begegnung mit den Menschen.

R: In welchen Bereichen Stoßen sie an ihre persönlichen Grenzen?

A: Also das ist auch so ein Punkt, das ist eigentlich ständig eine Arbeit an den Grenzen ist, weil ich kann ja etwas bereitstellen in der Beratung oder auch in der Reha und jemand anders setzt es um und das ist einfach sehr unterschiedlich und wird auf ganz unterschiedliche Weise an und umgesetzt. Und da ist es einfach ganz häufig klar, dass da auch eine Grenze ist, wo man dann einfach einen Einfluss hat und das ist aber auch in Ordnung, also das ist auch etwas, was eben die Herausforderungen und auch die Spannung an der Arbeit macht, das man eigentlich ständig an der Grenze ist.

R: Welche Bezugswissenschaft beeinflusst ihre Arbeit am meisten?

A: Die Psychologie wahrscheinlich, aber auch die Soziologie, Medizin vielleicht am Rande. Ja Wir haben auch einen regen Austausch mit unseren Ärzten, weil wir an der Stelle auch immer wieder Beratung brauchen und wir auch hier im Team mitarbeiten. Ja Ich denke das sind so.

R: Was macht aus ihrer Sicht einen kompetenten Hilfeleistenden aus?

A: Aus meiner Sicht ist es wichtig, dass Offenheit da ist, dass jemand interessiert ist, also ein gegenüber auch bereit ist immer wieder neu zu lernen und sich auf neues einzustellen. Und ganz wichtig ist aus meiner Sicht eine Reaktionsfähigkeit und auch ja, immer wieder sich die Räume zu schaffen um darüber auch zu reflektieren was TU ich da, warum tue ich das und auch sich auch mit Kollegen immer auszutauschen und zu gucken ob man da auch auf der richtigen Bahn ist.

R: Dann zur letzten Frage in diesem Themenblock, welchen ihrer Meinung nach schwierigen Situationen mussten sie sich schon während ihrer Tätigkeit in diesem Berufsfeld stellen?

A: Och, ich mach das ja seit 20 Jahre, da gab es schon ganz unterschiedliche schwierige Situationen. Vielleicht stellt man sich am ehesten irgendwelche Situationen vor, wo man sich bedroht fühlt oder so. Das gab es allerdings wirklich recht selten, gabs aber auch schon, eine schwierige Situation fällt mir ein, das ist ja auch schon vorgekommen, dass jemand zum Beispiel in eine Psychose gerutscht ist, den ich aber auch schon längere Zeit kannte und dann, also es ist auch jetzt schon mehrfach vorgekommen genau - das irgendwie dann auch ja, zu verstehen und damit umzugehen einfach, wenn jemand in einer ganz anderen Wirklichkeit auf einmal unterwegs ist, das sind schwierige Situationen. Und wie gesagt, schwierig sind auch immer auch, wenn ich den ganzen Jahren immer wieder die Rahmenbedingungen, die immer mal wieder aufploppen als besonders problematisch und die eigentlich den größeren Anteil der Probleme mit sich bringen, als die Arbeit mit den Menschen.

R: Dann kommen wir zum letzten Themenblock, das ist der Ausblick und da ist die erste Frage was gefällt ihnen besonders an ihrem Beruf und den Menschen mit denen sie arbeiten?

A: Ja, also besonders gefällt mir die Vielfältigkeit einfach mit so unterschiedlichen Menschen zu tun zu haben, das führt dazu dass es einfach nicht langweilig wird, das man immer wieder - die Tür auf und komplett neue Persönlichkeit wird so deutlich, Ich mag dass ich durch meinen Beruf einfach auch vertieft einsteigen kann in bestimmte Themenbereiche, dass ich Menschen länger begleiten kann, also über längeren Zeitraum und das ist dann manchmal auch sehr schöne Entwicklung sich abzeichnen. Und das sind so Dinge, die dann wirklich Spaß machen und natürlich macht mir auch Spaß wirklich auch die Netzwerkarbeit mit Kollegen eng zusammenzuarbeiten, sich auszutauschen, die Möglichkeit von Fortbildungen zu haben, Supervision regelmäßig zu haben, also auch das Gefühl zu haben, sich auch persönlich immer weiterentwickeln zu können.

R: Angenommen sie könnten eine Sache an ihrem Berufsfeld ändern was wäre das?



A: Das habe ich ganz am Anfang schon mal angesprochen. Ich glaube ein stabiler finanzieller Rahmen wäre etwas sehr zuträgliches und würde auch im Zug auf Qualität nochmal einen großen Vorteil bieten.

R: Aus welchen persönlichen Werten ziehen sie ihre Motivation für ihre Tätigkeit?

A: Das sind ja schwierige Fragen - ja, persönliche Werte, also ich arbeite ja bei einem christlichen Arbeitgeber und das spielt mit Sicherheit auch eine Rolle, dass ich da so eine christliche Basis habe, zumindest eben auch in meiner ganzen Entwicklung mitbekommen habe und ich mich ja auch schon sehr früh dafür entschieden habe, mit Menschen zu arbeiten und ich einfach da das Gefühl habe, ein Stück weit wirksam sein zu können auch und ja.

R: Würden sie eine Berufseinsteigenden ihren Beruf empfehlen?

A: Nicht unbedingt, das ist so die Frage was die Person machen möchte. Wenn das jemand ist, der sich vorstellen kann, eben sehr ja viel in Kontakte mit Menschen zu sein, ein Stück weit zu begleiten auch und auch bereit ist mit sich als Person zu arbeitenn dann ja. Und Wer man aber eher das nicht so gern möchte, dann ist das vielleicht auch nicht der richtige Beruf.

R: Wie sehen ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

A: Ja meine persönlichen Wünsche und Ziele sind so, dass ich diesen Bereich hier weiter auch so ausführen möchte, wie ich das tue und mich persönlich aber auch weiterentwickelt habe in der letzten Jahren und eben noch eine Ausbildung, also Superversionen und Couch gemacht habe und in dem Bereich eben auch arbeite und auch merke, dass sich diese beiden Bereiche sehr gut verbinden lassen.

A: Wenn sie noch einmal wählen könnten, würden sich sie erneut für ihren Beruf entscheiden und wenn ja warum?

R: Ich denke ja, Ich würde mich erneut für den Beruf entscheiden, weil ich schon am Anfang nicht so recht wusste, ob es das richtige ist und mich aber auch ermutigt gefühlt habe, weil ich finde dass der Beruf wirklich sehr viel Entwicklungsmöglichkeiten bietet und ich auch gemerkt habe, jetzt im Laufe meiner Berufstätigkeit das dass sich das bewahrheitet hat, also dass das man auch größere Veränderungen machen kann, wenn man das möchte.

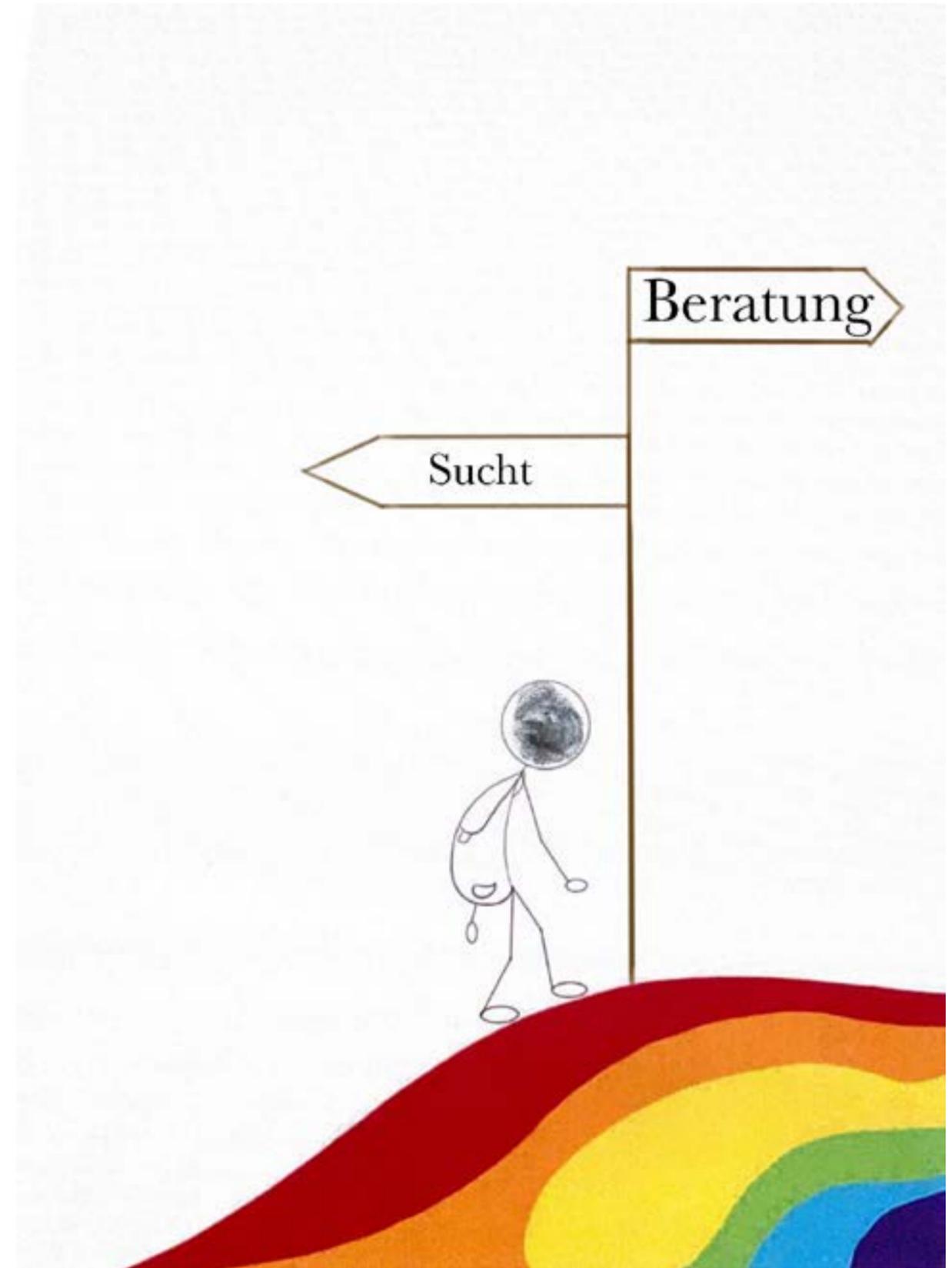
Und aber auch Kontinuität haben kann, wenn man das möchte und ich einfach jetzt zu diesem Zeitpunkt sage, dass meine Berufstätigkeit für mich auch erfolgreich war und deswegen kann ich mir gut vorstellen, dass ich mich genau nochmal so entscheiden würde, wenn ich noch mal die Entscheidung hätte.

R: Dann zur letzten Frage, gibt es noch besondere Themen, Anregungen oder Wünsche um interessierte über ihrem Berufsfeld zu informieren?

A: Ich könnte mir vorstellen, dass im also wenn es jetzt speziell die Interessierten sind die auch in dem Bereich gehen möchten, studieren möchten und das ist mehr Praktiker geben könnte, die in Hochschulen vielleicht einfach auch eine Rolle spielen, die da was aus ihrer Praxis beitragen oder eben auch noch mehr Praktikanten in den Stellen sind also, das da irgendwie größere Durchlässigkeit vielleicht ist. Ich glaube das da beide Seiten sehr profitieren können.

R: Gut. das war dann die letzte Frage und dann bedanke ich mich.

A: Sehr gerne.



Marisa Kruse

Ambulante Jugendhilfe

Interview mit Deborah aus der Ambulanten Jugendhilfe im Landkreis Hildesheim.

Marisa: Darf ich Sie bitten, mir einen typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

D.: Ich habe eigentlich keinen typischen Arbeitsalltag. Da muss ich kurz überlegen. Also meistens besteht mein Tag aus so 3-6 Terminen. Es kommt immer darauf an, was dann anliegt. Manchmal sind es nur Sachen, bei denen man kurz etwas abfragen muss. Manchmal sind es Hilfeplangespräche und manchmal sind es irgendwelche Ausflüge oder Amtsbesuche. Also meistens beginne ich um 8:30 Uhr mit den Verwaltungstätigkeiten und mache die Dokumentation vom Vortag. Wir müssen nämlich immer eine Wochendokumentation machen, damit wir später wissen, was wir mit den Klient*innen besprochen haben und ob die Ziele auch erreicht wurden, die wir im Hilfeplan festgelegt haben. Danach fahre ich meistens zu meinem ersten Termin und schaue, was anliegt. Ich habe ja Klient*innen im Alter von 0 bis 20 Jahren. Dann handle ich mich von Termin zu Termin und tauche meist zwischendurch nochmal im Büro auf und schreibe einen Bericht für ein Hilfeplangespräch. Wenn es schlecht läuft, dauert mein Tag bis 18:00 Uhr, da ich mich ja nach den Klient*innen richten muss. Wenn du Eltern hast, die erst um 16:00 Uhr oder 17:00 Uhr zu Hause sind, dann musst du halt dann noch dahinfahren. Er kann aber auch schon früher vorbei sein.

Sie fahren immer zu den Klient*innen?

D.: Ja, in der Regel schon. Manchmal gibt es terminierte Gespräche, die bei uns im Büro stattfinden, zum Beispiel zwischen hochkonfliktreichen Eltern. Aber in der Regel ist es bei den Klient*innen zu Hause oder auf einem neutralen Grund, wie es meistens bei Jugendlichen ist, wenn sie das Gespräch nicht bei den Eltern zu Hause führen möchten.

Mit welchen Herausforderungen werden Sie in Ihrem Arbeitsalltag konfrontiert?

D.: Sich jeden Tag auf die unterschiedlichsten Arten und Weisen von Menschen einzustellen, ob Mann, Frau oder Transgender. Wir haben jede Art von Mensch als Klient*in. Und auf diese immer einzugehen und eine Arbeitsbeziehung aufzubauen, damit man was erreichen kann, das sehe ich als Herausforderung.

Was macht die Vielseitigkeit in Ihrem Arbeitsalltag aus?

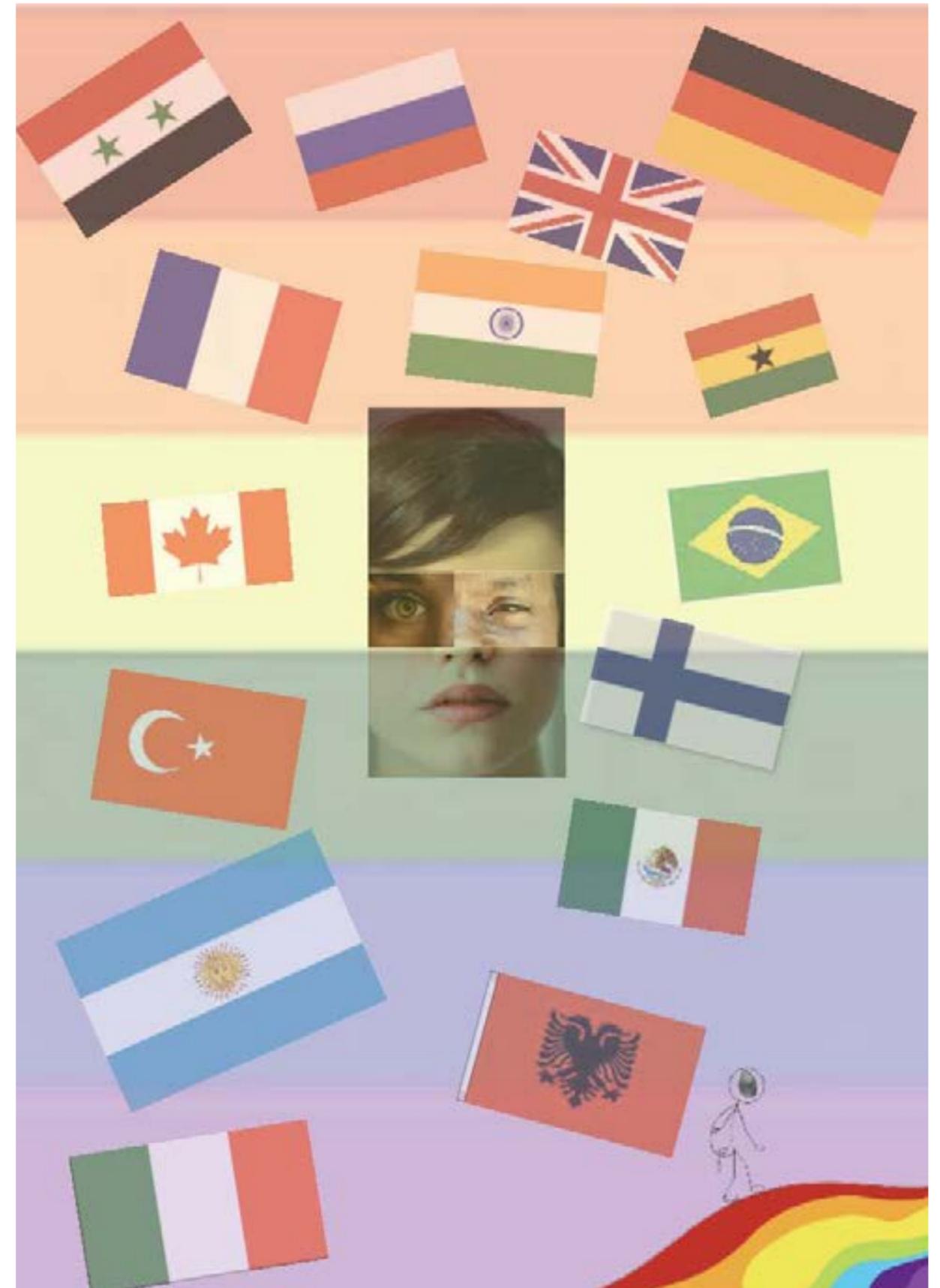
D.: Die Menschen, das Chaos und die Zusammenarbeit mit den unterschiedlichen Institutionen wie Jugendamt, Arbeitsamt, Berufsberatung, Schule, Kindergarten oder Tagesgruppe. Man ist mit sehr vielen Leuten in Kontakt, man muss mit vielen Leuten sprechen, manchmal auch viel diskutieren. Es ist kein Tag wie der andere.

Wie gestaltet sich insgesamt die Zusammenarbeit mit dem Klientel?

D.: Eigentlich in der Regel ganz gut. Manchmal passt es halt nicht zwischen Klient*in und Mitarbeiter*in. Dann guckt man, ob man vielleicht einen anderen Mitarbeitenden hinschickt. Aber in der Regel ist es immer ganz entspannt. Also wenn man den Leuten nett, freundlich und respektvoll gegenübertritt, dann sind diese in der Regel auch so. Manche lügen dich vielleicht auch an und sagen „ja habe ich gemacht“ und dann findet man zwei Tage später heraus, dass da doch gar nichts passiert ist. Aber in der Regel funktioniert es eigentlich immer ganz gut.

Wie machen sie das, wenn sie merken, dass sie mit dem Klienten oder der Klientin gar nicht zusammenarbeiten können?

D.: Ich habe natürlich Klient*innen, die ich



persönlich nicht abkann. Aber ich kann das ganz gut überspielen und trotzdem freundlich sein. Natürlich muss man dann auch ab und zu mal bei den Kolleg*innen Dampf ablassen, aber normalerweise geht das. Also während ich bei den Klient*innen bin kann ich das gut verbergen.

Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner*innen?

D.: Das kommt immer drauf an. Mit der einen Jugendhilfestation kann man gut zusammenarbeiten und bei manchen ist es sehr chaotisch, da muss man dann hinterherrennen. Also es ist in Hildesheim von Jugendhilfestation zu Jugendhilfestation unterschiedlich, wie gut man mit denen zusammenarbeiten kann. Mit dem Arbeitsamt kann man eigentlich immer ganz gut zusammenarbeiten. Schwierig sind immer die Stromanbieter, das ist immer nicht so toll. Aber ansonsten läuft die Zusammenarbeit gut. Obwohl manche auch Dinge fordern, wo man sich denkt: „wenn sie die Familie besser kennen würden, dann würden sie das nicht vorschlagen“. Also man muss denen manchmal andere Standpunkte klar machen, aber ansonsten geht das.

Was motiviert Sie in Ihrem Arbeitsalltag?

D.: Mein Helfersyndrom (lacht). Dass ich allen Menschen immer gerne helfen möchte, erstens mich wieder loszuwerden und zweitens ein besseres Leben für die Kinder zu schaffen. Es gibt immer einen Grund, warum wir als Familienhilfe oder als Erziehungsbeistand da sind. Und diesen Zustand zu schaffen, damit ich ruhigen Gewissens wieder gehen kann und nicht noch zwanzig Andere in die Familie müssen. Das gibt es leider auch zu oft.

Was würden Sie an Ihrem Arbeitsalltag verändern?

D.: Weniger Stress. Ich würde gerne weniger Fälle haben, um mich besser auf einzelne Fälle konzentrieren zu können, ohne zu denken: „Oh Gott, jetzt bin ich schon eine halbe Stunde hier, muss aber in fünf Minuten wieder zum nächsten Termin, der eine halbe Stunde entfernt ist“. Das ist leider manchmal der Fall. Also einfach, dass man sich besser auf eine Familie konzentrieren kann. Mehr Qualität statt Quantität.

In welchem Berufsfeld sind sie tätig?

D.: Ich bin in der Ambulanten Familienhilfe tätig.

Wie würden Sie Ihre Kernaktivitäten Ihrer Arbeit beschreiben?

D.: Viel reden. Die Gründe nennen, warum man das jetzt, was im Hilfeplan steht, machen muss. Viel erklären, viel Empathie aufbringen, aber auch mal die Menschen ein bisschen zwingen etwas gleich zu erledigen. Natürlich auch der Austausch zwischen den Kolleg*innen, weil die natürlich auch anders arbeiten und vielleicht auch mehr Erfahrung haben als man selbst. Gerade ich als Berufsanfängerin habe nicht so viel Erfahrung wie meine Chefin beispielsweise.

Entwickeln sie auch selbst Hilfepläne oder sind sie nur für die Ausführung verantwortlich?

D.: Also wir sitzen morgens zusammen und besprechen die Fälle. Dann kommt meistens die Chefin auf einen zu und bringt mir einen neuen Fall. Sie schlägt dann vor, dass ich mich mit einer Jugendamtmitarbeiter*in und der Familie treffe. Außerhalb von Corona trifft man sich dann im Haus oder der Wohnung der Familie. Nach der Vorstellung der Familie erarbeiten wir gemeinsam mit dieser die Hilfeplanziele, die bis zum nächsten Hilfeplangespräch in drei Monaten erreicht werden können. Das können Freizeitaktivitäten, Ämterklärung oder Umgangsbegleitung sein. Die Ziele müssen aber alle realistisch sein. Das gibt es nämlich auch oft genug, dass Ziele von den Klient*innen vorgeschlagen werden, die aber bis zum nächsten Hilfeplangespräch gar nicht zu erreichen sind. Bei einer Kindeswohlgefährdung werden aber auch manche Ziele vorgegeben. Das Anfangsziel ist meistens: „Kennenlernen der Klient*innen“.

Was hat sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

D.: Tatsächlich die angegebene Flexibilität der Arbeitszeiten, die sich aber leider nicht bewahrt. Natürlich aber auch die Abwechslung und die Vielfältigkeit im Berufsalltag, denn es gibt immer etwas anderes zu tun und es ist kein stumpfer „Schreibtischjob“.

Was macht aus Ihrer Sicht ihr Berufsfeld aus?

D.: Dass man viel spontan machen muss, dass Probleme sehr plötzlich auftreten und man schnell handeln muss. Außerdem braucht man Wissen aus den verschiedenen Bereichen (Amt, Erziehung, Kindergeld etc.). Im Prinzip musst du einfach sehr viel unterschiedliches Fachwissen haben. Wenn man dann aber mal nicht über ein Thema Bescheid weiß, helfen



einem Kolleg*innen, die sich sehr gut in dem Bereich auskennen, weiter. Du musst einfach sehr viel methodisches Wissen besitzen.

Welche Voraussetzungen / Qualifikationen muss man erfüllen, um in Ihrem Beruf zu arbeiten?

D.: Ein Studium als Sozialarbeiter*in, Sozialpädagoge, Sonderpädagoge, Heilpädagoge, Sozial- und Organisationspädagogik, also einfach etwas pädagogisches. Erzieher*in reicht aber nicht aus.

Haben Sie vorher Erfahrungen in anderen Berufsfeldern gesammelt, die Ihnen in Ihrem jetzigen Beruf weiterhelfen?

D.: Ja, bei meinem Anerkennungsjahr war ich zum Beispiel in der Jugendeinrichtung im Jugendzentrum. Dort konnte ich lernen, wie ich auf Kinder zugehe und mit ihnen eine Verbindung beziehungsweise Vertrauen aufbaue.

Was sind die Zielgruppen bzw. welche Menschen werden durch Ihren Bereich der Soziale Arbeit erreicht?

D.: Alle Menschen mit Kindern.

Wird und vor allem wie wird ihr Berufsfeld aus Ihrer Sicht von der Gesellschaft wahrgenommen?

D.: Verzehrt, weil viele denken, wir sind das Jugendamt. Das Problem haben wir sehr oft. Dann müssen wir den Klient*innen ungefähr in den ersten acht Wochen erklären, dass wir nicht das Jugendamt sind, sondern nur Beauftragte des Jugendamts. Dann gibt es noch die typischen Klischees, dass wir den ganzen Tag Kaffee trinken und quatschen, aber das ist es nicht.

Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

D.: Das ist schwierig realistisch darzustellen, weil eben jeden Tag alles anders ist. Ein Punkt wäre vielleicht weniger Stress, obwohl das auch wieder auf den Träger ankommt. Manche Träger betreuen weniger Familien als andere Träger.

Ist das Gehalt denn attraktiv genug beziehungsweise gerecht für Ihre Arbeit?

D.: Das Gehalt ist nicht schlecht, aber ich glaube aufgrund dessen, wie sehr die eigene Familie darunter leiden kann, dass du sehr lange und viel unterwegs bist und teilweise deine

Arbeit auch bis ins Wochenende reicht, wäre eine Erhöhung gerechtfertigt.

Welche Fähigkeiten müssen Sie aus Ihrer Sicht für Ihren Beruf besitzen?

D.: Empathie, Gelassenheit, Organisations-talent, sich gut schriftlich und mündlich ausdrücken zu können, Flexibilität, Führerschein bzw. Fahrtauglichkeit.

Wurden Ihnen die benötigten Fähigkeiten innerhalb des absolvierten Studiums / der absolvierten Ausbildung vermittelt?

D.: Nein. Empathie war zwar oft Thema, aber dass mir das dort vermittelt wurde, glaube ich nicht. Wenig, was ich jetzt brauche, wurde mir im Studium vermittelt, abgesehen von den rechtlichen Themengebieten. Manchmal denke ich, wenn ich vorher gewusst hätte, was ich jetzt mache, dann hätte ich vielleicht noch 1-2 andere Seminare gewählt.

Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

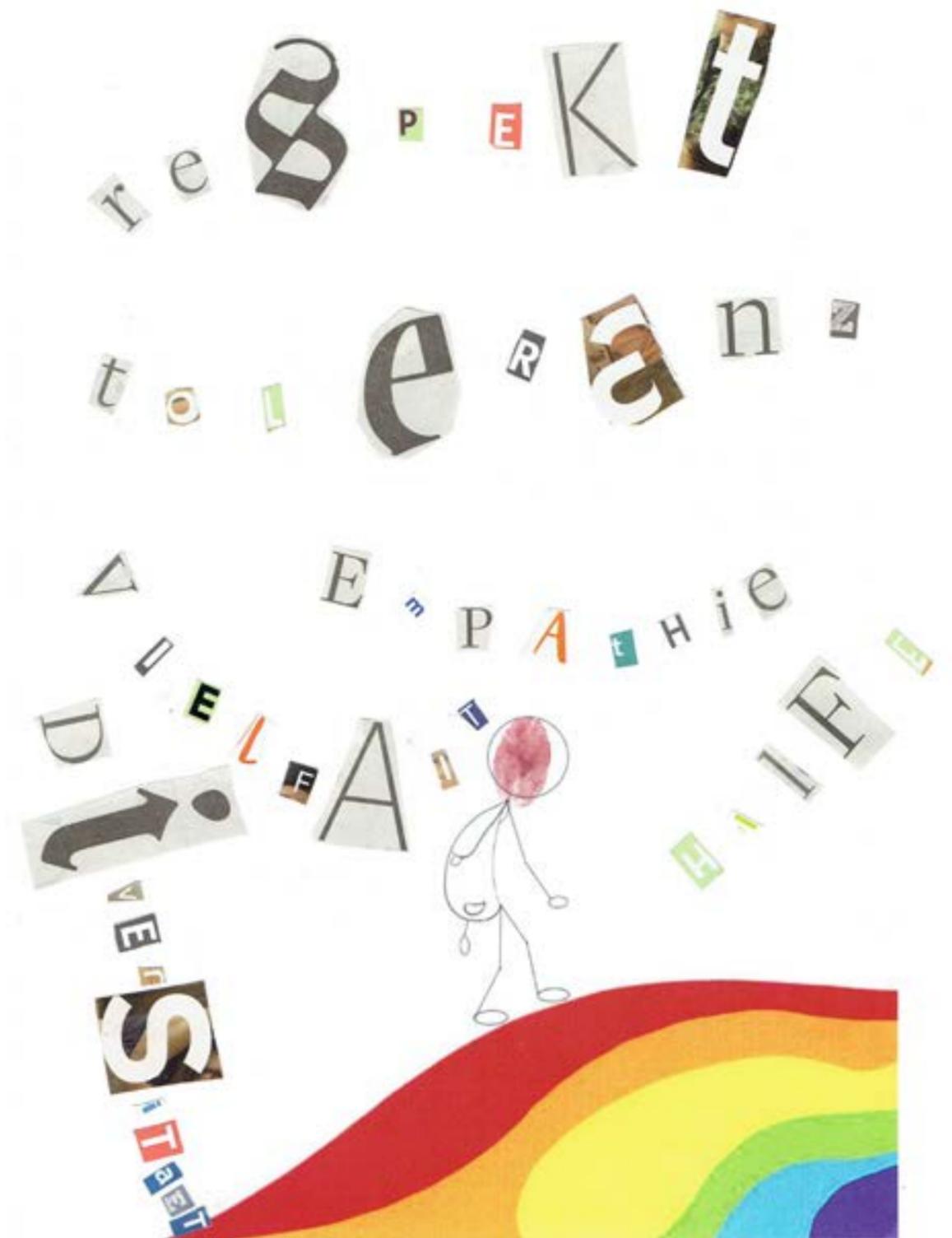
D.: Ja. Man muss es, ob man will oder nicht. Gerade das Organisatorische und die Flexibilität in deinen Handlungen erlernt man dort erst besonders. Zum Beispiel ist man gerade bei einem Hausbesuch und dann erhält man einen Anruf, dass man im Büro erwartet wird, um über eine Kindeswohlgefährdung zu beraten.

Was ist für Sie das Wichtigste an Ihrer Arbeit?

D.: Der Kontakt mit den Familien, der Respekt gegenüber den Familien und Kolleg*innen. Außerdem ist eine gute Zusammenarbeit zwischen Kolleg*innen sehr wichtig, denn ohne gute Kolleg*innen, kannst du den Job nicht machen. Gerade bei dem Austausch zu Fällen ist es wichtig andere Blickwinkel von Kolleg*innen zu bekommen, da man manchmal in seinem Tunnel festgefahren ist.

In welchen Bereichen stoßen Sie an Ihre persönlichen Grenzen?

D.: Was Fälle und Schicksale angeht, damit kann ich gut umgehen. Meistens ist es dann bei manchen Arten von Menschen, mit denen ich nicht klarkomme und trotzdem mit ihnen zusammenarbeiten muss. Manchmal nehme ich das auch mit nach Hause und ärgere mich über die Menschen.



Welche Bezugswissenschaften beeinflusst Ihre Arbeit am meisten?

D.: Weiß ich nicht, Pädagogik eventuell.

Was macht aus Ihrer Sicht einen kompetenten Hilfeleistenden aus?

D.: Gelassenheit, Fachkompetenz in den verschiedensten Bereichen und der Lernwille neue Sachen zu erlernen. In meinem Studium beispielsweise hatte ich personenzentrierte Beratung und in meinem jetzigen Beruf arbeiten wir aber systemisch. Das heißt, dass ich mir das systemische Arbeiten selbst aneignen musste.

Welchen Ihrer Meinung nach schwierigen Situationen mussten Sie sich schon während Ihrer Tätigkeit in diesem Berufsfeld stellen?

D.: Seelisch schwierig waren Themen wie Pädophilie oder extreme Gewalt gegenüber den Kindern und, dass man da einfach neutral gegenüber den Eltern sein muss und versucht ihnen zu helfen. Die größte Schwierigkeit ist also selbst nicht an den Themen kaputt zu gehen, sich da abzugrenzen, die Distanz zu wahren, aber gleichzeitig auch die Nähe von den Kindern und Jugendlichen zuzulassen, dass du eine Vertrauensperson für sie bist und ihnen helfen willst. Das ist persönlich für mich das Schwierigste.

Was gefällt Ihnen besonders an Ihrem Beruf und den Menschen, mit denen Sie arbeiten?

D.: Die Vielfältigkeit gefällt mir sehr, die unterschiedlichen Menschen und, dass es nie langweilig wird. Das ist das was ich sehr an meinem Beruf mag.

Angenommen, Sie könnten eine Sache an Ihrem Berufsfeld ändern, was wäre das?

D.: Weniger Belegung pro Mitarbeiter*in.

Aus welchen persönlichen Werten ziehen Sie ihre Motivation für Ihre Tätigkeit?

D.: Weil ich gerne Menschen helfen und Kindern ein besseres Leben ermöglichen möchte. Ich möchte die Eltern unterstützen, für ihre Kinder besser da zu sein und für sie eine gute Zukunft ermöglichen zu können. Natürlich gibt es auch einen finanziellen Aspekt, der mich motiviert.

Würden Sie einem Berufseinsteigenden Ihren Beruf empfehlen?

D.: Jein. Es kommt immer auf den Menschen an. Einem Mauerblümchen würde ich es nicht empfehlen. Einem Menschen, der für sich einsteht, auch mal auf den Tisch hauen kann und dementsprechend selbstbewusst ist, schon. Also es kommt tatsächlich stark auf die Persönlichkeit an. Man muss auf jeden Fall mit sehr viel Druck und Stress umgehen können.

Wie sehen Ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

D.: Wahrscheinlich nicht wieder in den Beruf einzusteigen (momentan im Berufsverbot), da es nicht familienkompatibel ist. Selbst, wenn man Teilzeit arbeitet, ist man den ganzen Tag unterwegs und gerade jetzt mit der Perspektive Kind, wäre es nicht so schön für mich, es nur spät abends zu sehen. Mein anfängliches Ziel war es auch in einen anderen Bereich zu gehen, habe mich dann aber für meinen derzeitigen Beruf entschieden, um dort sehr viel Erfahrungen zu sammeln und einfach mich selbst zu stärken und mal etwas anderes zu sehen als das Jugendzentrum. Aber es ist von Anfang an nicht mein Ziel gewesen ewig dort zu bleiben.

Wissen sie schon in welchen Bereich sie gehen wollen?

D.: Also entweder Schulsozialarbeit in der Grundschule, Kindergartenleitung oder Agentur für Arbeit. Das könnte ich mir vorstellen.

Wenn Sie nochmal wählen könnten, würden Sie sich erneut für Ihren Beruf entscheiden - und wenn, warum?

D.: Ja. Sozialarbeiterin auf jeden Fall. Für meinen jetzigen Beruf wahrscheinlich auch, zumindest, um viel zu lernen und um sich als Berufsanfänger*in zu entwickeln. Aber auf jeden Fall nicht für die Ewigkeit.

Gibt es noch besondere Themen, Anregungen oder Wünsche, um Interessierte über Ihre Berufsfeld zu informieren?

D.: Meine Anregung wäre sich nicht vom Schein trügen zu lassen. Es ist leider oft anders als es in den Stellenbeschreibungen ausgeschrieben ist. Es ist nicht so groß, flexibel und positiv, wie es dort immer steht. Es ist harte Arbeit, du hast viel seelischen und psychischen Druck und damit musst du einfach umgehen können.



Aileen Mann

Sozialpädagogische Familienhilfe

Charlotte (Sozialpädagogische Familienhilfe, Braunschweig)

Aileen: Darf ich Sie bitten, mir einen typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

C: Mein typischer Arbeitsalltag beginnt in der Regel um 9 Uhr, manchmal auch früher, je nachdem wie die Termine mit den Familien liegen. Insgesamt habe ich am Tag ungefähr so vier bis fünf Termine, die unterschiedlich lange dauern. Manchmal eine Stunde, manchmal sind es auch drei Stunden. Das variiert immer ein bisschen. Je nachdem, wo die Termine stattfinden, wie zum Beispiel bei den Familien Zuhause, im Büro, beim Kinderarzt oder beim Jobcenter – die Orte sind wirklich immer unterschiedlich, liegen verschiedene Dinge an. Entweder sind wir im Haushalt der Familie oder bei den jeweiligen Ämtern/Behörden und Einrichtungen. Zwischendurch bin ich aber auch im Büro, wo ich Büroarbeiten erledige, wie Dokumentationen, Abrechnung der Fachleistungsstunden, Abrechnung der Fahrtkosten, Mails beantworten, Telefonate mit verschiedenen Institutionen führen oder Berichte fürs Jugendamt schreiben. Eben alles, was dazu gehört.

Mein Arbeitstag gliedert sich also in etwa 60 Prozent Fachleistungsstunden, das heißt direkter Kontakt mit den Familien, und etwa 40 Prozent sind Verwaltungsarbeiten. Mein Arbeitstag hat regulär acht Stunden, jedoch geht dieser meist länger. Durch die flexiblen Arbeitszeiten und wegen der Spontanität bei der Tagesplanung muss ich häufig Überstunden einplanen. Denn die flexiblen Arbeitszeiten, die ich habe und die ich mir auch selbst einteilen muss, sind immer ganz unterschiedlich, weil die Familien eben nicht so geordnet Zeit haben und auch spontan mal wer absagt, sodass ich manchmal eben auch erst eine Stunde später dorthin fahren kann. Dann zieht sich der Tag auch mal bis 19 Uhr. Es gibt halt keinen geregelten Tagesablauf, da wir immer

sehr spontan reagieren und flexibel sein müssen.

A: Mit welchen Herausforderungen werden Sie in Ihrem Arbeitsalltag konfrontiert?

C: Vom Arbeitsalltag gesehen, also von den Rahmenbedingungen her, ist die Anpassung an die Familien eigentlich die größte Herausforderung. Denn es muss alles in der vorgegebenen Arbeitszeit erledigt werden, um halt diese Fachleistungsstunden zu erreichen. Also bei meiner Vollzeitstelle von 38,5 h muss ich auf 4,75 Stunden am Tag kommen. Da habe ich dann halt immer ein bisschen Druck, da ich am Ende des Monats auf meine Gesamtstunden kommen muss, denn die Fachleistungsstunden werden vom Jugendamt bezahlt und sind sozusagen der Großteil unseres Einkommens. Es ist manchmal schwierig diese zu erfüllen, weil es zum Beispiel zu spontanen Terminabsagen seitens der Familien kommt oder diese einfach nicht auftauchen oder die Tür nicht aufmachen. Dann darf man die Stunden nicht abrechnen, obwohl man vielleicht schon hingefahren ist. Da müsste man also schnell neue Termine organisieren, um das aufzufangen, auszugleichen und um diese bestimmte Anzahl an Fachleistungsstunden zu erfüllen. Und das ist manchmal gar nicht so einfach.

Das ist eine Herausforderung, die wir ganz oft haben, also auf die Stunden zu kommen und die Bürozeit zu nutzen, um all die Dinge, die noch herum anfallen, zu erledigen. Das ist tatsächlich super knapp bemessen, weil eben noch ganz viel neben dem Kontakt mit der Klientel anfällt. Manchmal ist es aber auch genau das Gegenteil und man hat zu viele Termine, die man nicht alle in die Woche bekommt, besonders wenn viele neue Fälle angenommen wurden sind und man intensive Unterstützung leisten muss. Der Arbeitsalltag gestaltet sich immer anders, man erlangt keine einheitliche Tagesstruktur. Man muss sich an die Klienten anpassen.



Eine andere Herausforderung sind schwierige oder traurige Fälle, bei denen man nicht zu emotional werden darf und professionell bleiben muss. Zum Beispiel wenn ein Familienangehöriger verstorben ist und die Familie ein Stück in ihrer Trauer begleitet. Oder wenn Familien, insbesondere Kinder mit Gewalt konfrontiert worden sind.

A: Was macht die Vielseitigkeit in Ihrem Arbeitsalltag aus?

C: Das sind zum einen auf jeden Fall die abwechslungsreichen Orte und Bereiche, weil wir ja wirklich alles irgendwie dabei haben. Du hast ja zum Beispiel die Lebensorte, sprich die Familien, aber auch die Schulen, Kindergärten, Ärzte, Psychotherapeuten, Kliniken und Behörden, wie Jobcenter oder Gesundheitsämter. Also unsere Arbeit ist wirklich nicht festgelegt auf irgendwelche bestimmten Orte, sondern sie findet überall statt und es sind auch immer verschiedene Bereiche und andere Themen, mit denen wir konfrontiert werden.

Zum anderen sind es aber auch die vielen verschiedenen Lebenslagen der Familien. Also in Bezug auf die Herkunftsländer, Kulturen aber auch verschiedene Aufstellungen, also sozusagen von sozial schwachen Familien bis hin zu, in Anführungszeichen, „normalen“ Familien, wo die Eltern z.B. arbeiten gehen, gute Wohnverhältnisse haben und nach außen ein stabiles Familiensystem abgeben. Es ist von allen Familienstrukturen was dabei, denn es gibt kein bestimmtes Klientel, was ganz stereotypisch ist. Wobei es zum größten Teil eher sozial schwache Familien mit Migrationshintergrund sind, die aktuell bei uns am meisten vertreten sind.

A: Wie gestaltet sich insgesamt die Zusammenarbeit mit der Klientel?

C: Das ist unterschiedlich. Also manche Klienten nehmen die Hilfe gerne an. Die haben vielleicht auch von sich aus die Hilfe gesucht und sind zum Jugendamt gegangen und haben gesagt, dass sie Hilfe und Unterstützung in verschiedenen Bereichen brauchen und das Jugendamt überlegt dann, was in Frage kommt, wie zum Beispiel Familienhilfe. Und diese Familien sind dann auch dankbar dafür und arbeiten gut mit.

Aber es gibt natürlich auch Familien, die eine Familienhilfe eingesetzt bekommen, weil eine Meldung an das Jugendamt gegangen ist, und die sind dann natürlich nicht so erfreut, wenn man dann zum Beispiel zu denen nach Hause kommt und was verändern möchte. Es ist also immer unterschiedlich.

A: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit den Kooperationspartner:innen?

C: Also Kooperationspartner ist in erster Linie das Jugendamt, denn wir werden ja vom Jugendamt beauftragt und eben auch die ganzen Anlaufstellen, also die verschiedenen Institutionen, Behörden und Ämter. Das gestaltet sich in der Regel auch immer ganz gut, aber es kommt auch immer darauf an wie gewillt die Mitarbeitenden der Anlaufstellen sind. Aber mit den meisten ist der Kontakt super, da gibt es auch einen regelmäßigen Austausch und viel E-Mail-Verkehr, da man einfach eng zusammenarbeitet und ein gutes Netzwerk aufgestellt hat. Und mit dem Jugendamt funktioniert die Zusammenarbeit eigentlich auch immer super, denn wir stellen ja die Hilfepläne zusammen auf und treffen uns auch regelmäßig zu einem halbjährigen Austausch mit den Familien.

A: Was motiviert Sie in Ihrem Arbeitsalltag?

C: Die Arbeit macht deutlich mehr Spaß und Sinn, wenn alle motiviert sind und auch mitwirken. Also wenn die Klienten nicht mitwirken und es zum Beispiel ein Zwangskontext ist, dann ist das immer sehr schwierig und kleinschrittig. Denn man hat ja auch immer durch den Hilfeplan bestimmte Ziele, die man erreichen muss und wenn die Klienten nicht mitmachen, dann erreicht man diese auch nur sehr schlecht. Aber wenn alle informiert sind und alle mitarbeiten, dann ist es immer eine gute Hilfe.

A: Was würden Sie an Ihrem Arbeitsalltag verändern?

C: Ich hätte gern ein bisschen mehr Struktur. Das ist natürlich ein wenig schwierig bei dem Maß an Flexibilität, aber es ist doch sehr oft sehr unstrukturiert, weil spontan Änderungen passieren, auf die man dann natürlich auch spontan reagieren muss. Das bringt dann immer den Tagesablauf durcheinander und es ist manchmal gar nicht so einfach, das alles wieder gerade zu rücken.

A: In welchem Berufsfeld sind Sie tätig?

C: Also eigentlich bin ich sozialpädagogische Familienhelferin, das könnte man so als Berufsbezeichnung nehmen.

Der Bereich nennt sich aber tatsächlich flexible Hilfen, denn wir arbeiten nach mehreren Paragraphen, wie § 30 SGB VIII Erziehungsbeistandschaft und Betreuungshelfer, § 31 SGB VIII sozialpädagogische Familienhilfe, § 35



SGB VIII intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung oder auch § 41 SGB VIII Hilfen für junge Volljährige.

A: Wie würden Sie die Kernaktivitäten Ihrer Arbeit beschreiben?

C: Netzwerkarbeit. Es ist das Typische was man im Studium so hört, aber Netzwerkarbeit ist das Wichtigste, und das kann ich auch nur bestätigen. Denn wenn du eine Familie hast, dann hat diese ja nicht nur eine Problemlage, sondern meist sind es Multiproblemlagen in verschiedenen Bereichen.

Zum Beispiel läuft es Zuhause mit der Erziehung nicht gut, die Eltern sind nicht gut im Kontakt mit dem Kind und dadurch hat das Kind vielleicht auch Probleme in der Schule, weil es Zuhause halt nicht so richtig unterstützt wird und da muss man dann als Familienhilfe immer schauen, wie man gut zusammenarbeiten kann und wie man die Eltern und die Schule ins Boot holt. Vielleicht muss man auch den Kinderpsychiater kontaktieren oder die Familie anderweitig anbinden. Da schließt sich dann wieder der Kreis, denn erst wenn alle zusammenarbeiten, läuft es auch richtig gut. Eine ganzheitliche Arbeit ist sehr wichtig.

A: Was hat Sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

C: Es war jetzt nicht so, dass ich dachte: „da würde ich unbedingt gerne mal arbeiten“, es hat sich tatsächlich eher so ergeben. Ich war damals auf Jobsuche und habe mir verschiedene Bereiche angeguckt und fand diesen ganz interessant, gerade weil er so vielseitig ist und man eben keine spezifische Aufgabe hat, sondern viel Verschiedenes beinhaltet und man so eben auch viele verschiedene Einblicke erhält. Das fand ich sehr spannend und habe dann eine Hospitation gemacht und mich danach entschieden, dass ich mich in diesem Bereich gern mal ausprobieren würde.

A: Was macht aus Ihrer Sicht Ihr Berufsfeld aus?

C: Die Vielseitigkeit. Ich muss auch ganz ehrlich sagen, dass man das, was man im Studium lernt, also was man wie und wo anwendet, bei uns in der Praxis erlebt und irgendwie mitbekommt. Das ist einfach super spannend, weil man in jeden Bereich mal abtaucht und halt alles, was man trocken gelernt hat, wie ALG-II-Anträge, jetzt versteht, indem man die Klienten zum Beispiel bei den Anträgen unterstützt oder mit den Ämtern Kontakt hat. Oder wir sind ja auch in den Kliniken unterwegs,

machen da Termine, haben Austausch mit den Ärzten, Psychotherapeuten, Psychiatern oder sind halt in der Schule, sprechen mit den Lehrern und Schulsozialarbeitern. Es ist halt super vielseitig und das macht es halt auch irgendwie aus.

A: Welche Voraussetzungen oder Qualifikationen muss man erfüllen, um in Ihrem Beruf zu arbeiten?

C: Neben dem abgeschlossenen Studium sind es eher persönliche Voraussetzungen, die man mitbringen sollte. Man muss geduldig sein, interessiert, offen, aber auch einführend und empathisch, da man in den Familien vor Ort ist und mitunter auch stark in die Privatsphäre eingreift. Also du bekommst ja wirklich alles mit, von Finanzen bis zu familiären Umständen. Da ist es wirklich wichtig mitfühlend, geduldig und offen zu sein.

A: Haben Sie vorher Erfahrungen in anderen Berufsfeldern gesammelt, die Ihnen in Ihrem jetzigen Beruf weiterhelfen?

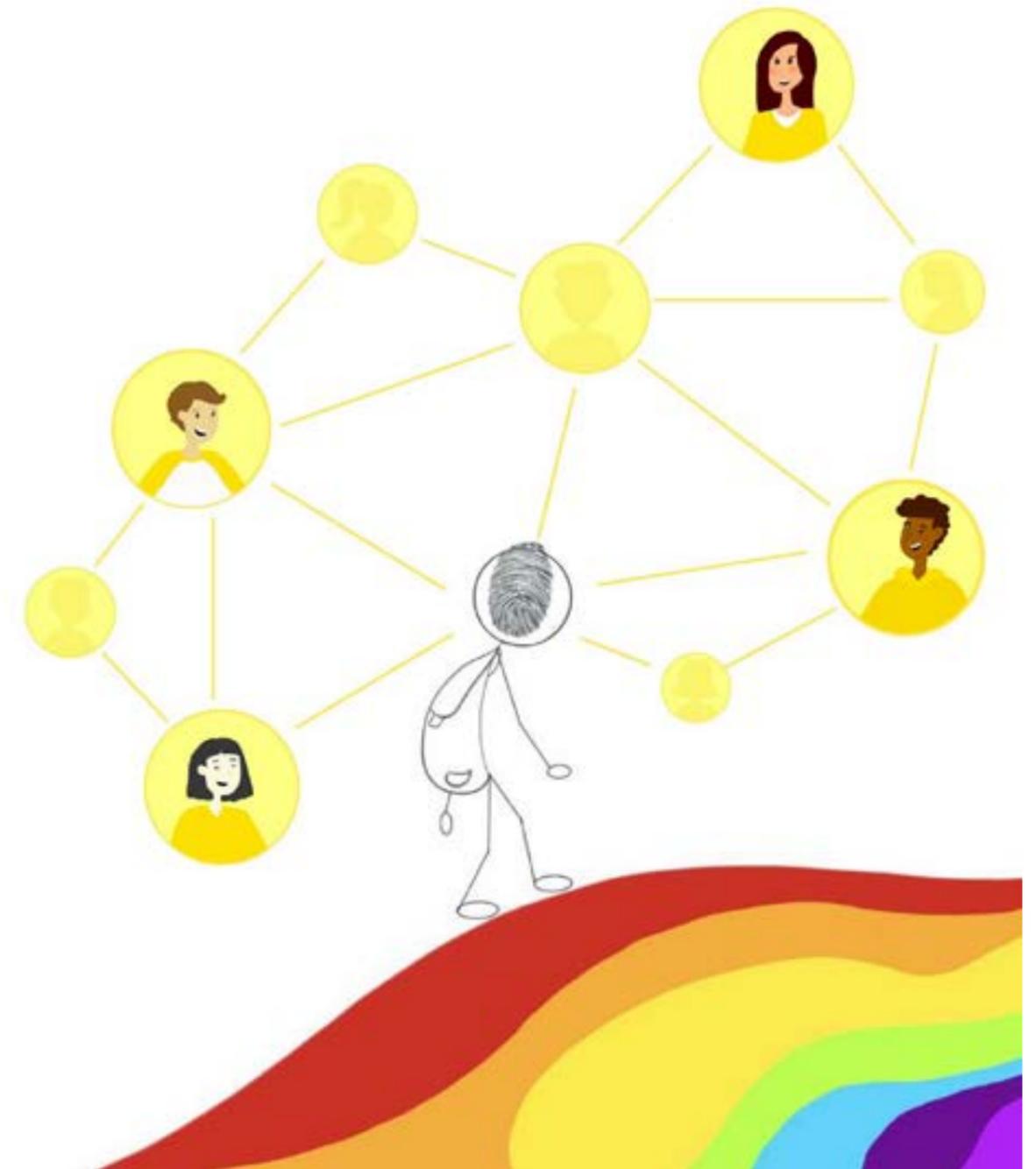
C: Ich denke schon, dass ich durch vorherige Berufserfahrungen viel gelernt habe, was ich in dem jetzigen Feld gut anwenden kann. Besonders in Bezug auf die persönlichen Voraussetzungen, die man mitbringen sollte.

Ich war vorher in einer Wohngruppe für Menschen mit Behinderung, und da war es auch sehr wichtig, unvoreingenommen und offen zu sein, denn es war auch sehr privat für die Bewohner, da sie engmaschig begleitet und unterstützt werden mussten. Ich denke, dass mir das daher schon geholfen hat, um jetzt besonders geduldig und einführend zu sein.

A: Welche Menschen werden durch Ihren Bereich der Sozialen Arbeit erreicht?

C: Zu unserer Zielgruppe gehören Menschen, die Unterstützung in ihrem Lebensalltag benötigen. Eltern, die zum Beispiel Erziehungsfragen haben und mit denen man gemeinsam überlegt, was man machen könnte. Dann gucken wir, was wir im Alltag verändern, übernehmen und wo wir unterstützen können. Es kann aber auch der Aufbau sozialer Beziehungen sein, Hobbyanbindungen oder Betreuungsformen am Nachmittag für die Kinder. Wir machen aber auch viel Ressourcenarbeit. Was ist vorhanden in den Familien, wo kann man anknüpfen, was kann man aktivieren und welche Impulse kann man setzen. Sowohl in Bezug auf die Eltern als auch in Bezug auf die Kinder und Jugendlichen.

Es wird bei Möglichkeit also immer das



ganze Familiensystem berücksichtigt, um ganzheitlich arbeiten zu können. Es ist ja auch unser Ziel, dass das Kind im Elternhaus bleibt und es sich nicht in die Richtung einer Inobhutnahme oder einer Unterbringung in einer Wohngruppe entwickelt.

A: Wird und vor allem wie wird Ihr Berufsfeld aus Ihrer Sicht von der Gesellschaft wahrgenommen?

C: Das ist eine gute Frage. Ich würde sagen, dass viele gar nicht wissen, was Familienhilfe ist. Die meisten können sich wahrscheinlich gar nicht so viel darunter vorstellen. Von den Klienten, die noch keinen Kontakt zu uns hatten, wird oft direkt gesagt: „ihr seid das Jugendamt“, „ihr kommt jetzt zu uns nachhause und nehmt uns die Kinder weg“. Das ist auch das, was ich öfter mal höre, wenn ich mit Leuten spreche, die so gar nichts mit der Sozialen Arbeit zu tun haben. Also die wissen gar nicht, was wir machen. Erst wenn man denen dann erklärt, was wir machen, bekommen die meisten ein Bild davon, und die Ängste der Familien können teils genommen werden.

A: Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

C: Durch Aufklärung. Also dass potenziellen Klienten gegenüber eben deutlich wird, dass wir nicht das Jugendamt sind, sondern eine eigenständige Institution, die nur vom Jugendamt beauftragt wird. Ich denke, wenn man das anders transportiert, würde es bestimmt auch dafür sorgen, dass viele Menschen nicht so voreingenommen, skeptisch oder ängstlich sind und dem Ganzen offener gegenüberstehen würden.

A: Welche Fähigkeiten müssen Sie aus Ihrer Sicht für Ihren Beruf besitzen?

C: Es gibt Dinge wie rechtliche Rahmenbedingungen und methodische Grundlagen, die man im Studium vermittelt bekommen hat und intensivieren konnte, aber ich glaube, dass man vieles einfach auch schon mitbringen muss wie Geduld, Empathie und Offenheit. Wenn man vielleicht total voreingenommen und gar nicht geduldig ist und keine Empathie aufbringen kann, dann ist man, glaube ich, auch irgendwie falsch in diesem Berufsfeld.

A: Wurden Ihnen die benötigten Fähigkeiten innerhalb des absolvierten Studiums vermittelt?

C: Natürlich teilweise auch im Studium. Aber

ich bin auch der Meinung, dass die Praxis, die man dann im Anschluss hat, wie zum Beispiel das Anerkennungsjahr, das ist einfach viel mehr Wert ist und ich finde, dann lernt man auch erst richtig. Also dass man da dann auch erst seine Erfahrungen sammeln kann.

A: Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

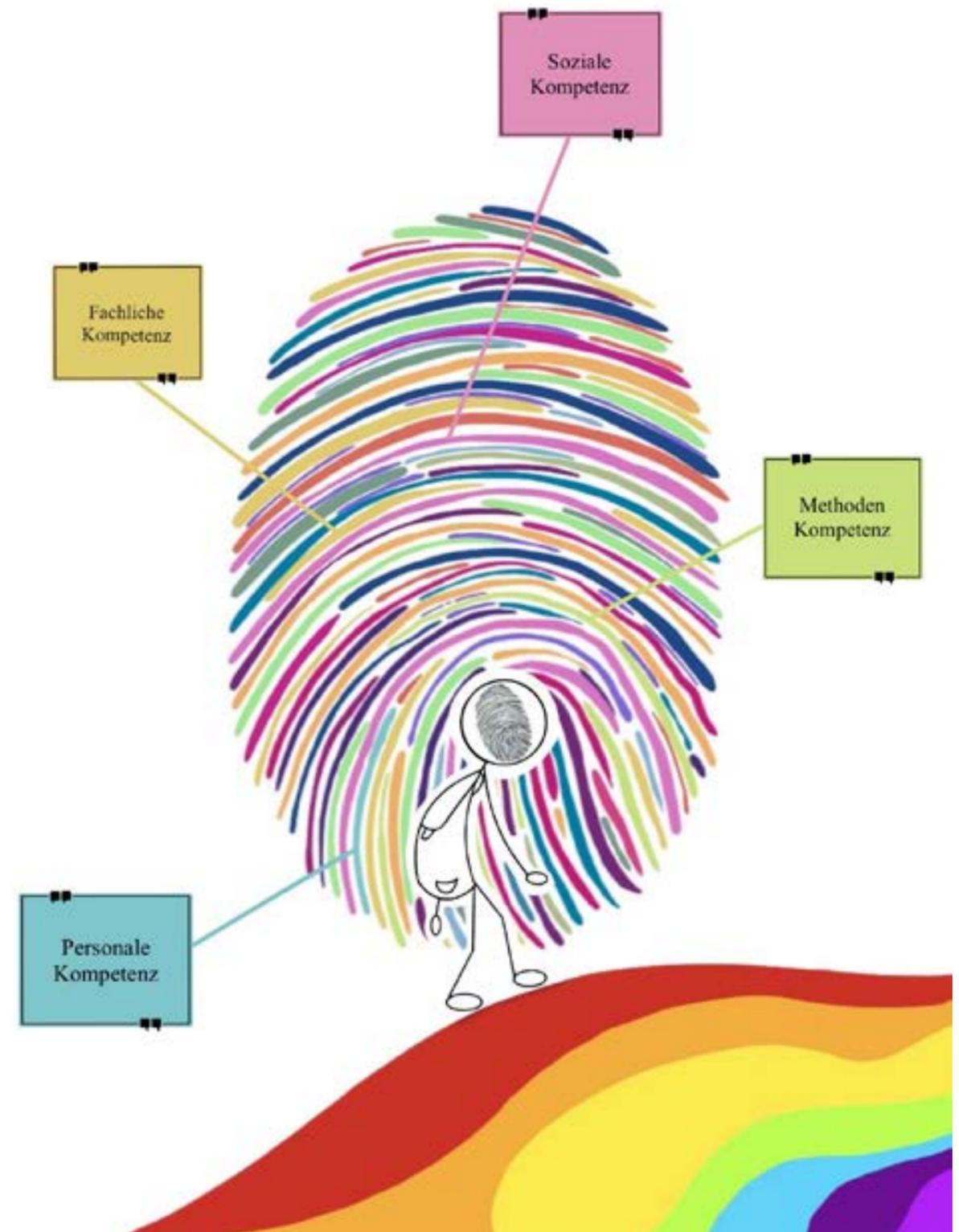
C: Das theoretische Wissen aus dem Studium ist auch wichtig, aber das ist natürlich nicht so spezifisch auf diesen Bereich bezogen. Und dadurch, dass die Familienhilfe auf vielen Paragrafen basiert und wir nach ihnen arbeiten müssen, kam dieses Wissen auf jeden Fall größtenteils erst im Job, als ich da angefangen und mich reingefunden und mich damit beschäftigt habe.

A: Was ist für Sie das Wichtigste an Ihrer Arbeit?

C: Ich glaube das Wichtigste ist die Offenheit. Einfach den Menschen offen gegenüberzutreten und unvoreingenommen sein. Weil, verallgemeinert gesprochen, sind es meist sozial schwache Familien mit Migrationshintergrund, die dann vielleicht auch noch in einem Stadtteil leben, der eh schon dafür bekannt ist, dass es da schwierig ist und dort schlechte Bildungschancen herrschen oder andere Schwierigkeiten vorliegen. Da wäre so ein klassischer Stadtteil Braunschweig Weststadt, in dem ich auch viel unterwegs bin. Wo dann auch viele Leute sagen: „jaja, Braunschweig Weststadt, da geht's ja eh immer rund, und da wohnen ja auch eh nur so komische Familien“. So wird es dann von Außen betitelt, und dass man da einfach ganz unvoreingenommen und offen in die Familien reingeht und die Leute erstmal kennenlernt, bevor man sich ein Bild macht.

A: In welchen Bereichen stoßen Sie an Ihre persönlichen Grenzen?

C: Da gibt es einige Fälle. Mir fällt da gerade eine Familie ein, die ich betreue, die aus einem anderen Land stammt und gar keine Deutschkenntnisse hat und wo alles nur mit Dolmetschern bearbeitet werden kann und die hier in Deutschland nur sehr wenige Chancen haben. Da sind wir gerade dabei, alles Mögliche zu beantragen, über Familienkasse, also Kindergeld, Elterngeld, bis Jobcenter, wo wir einen ALG-II-Antrag gestellt haben – einfach alles Mögliche. Aber es fehlen bestimmte Nachweise, die wir auch nicht mehr einholen können, wodurch es sehr aussichtslos ist und wo die Familie dann quasi vor dem Nichts



steht. Also die aktuell einfach nicht mehr weiter weiß und wo wir alles Mögliche versuchen und super viele Stunden aufwenden und kaum noch hinterherkommen mit der Arbeit, wo wir super viel machen und mit ganz vielen Leuten in Kontakt stehen, wir aber letztendlich nicht weiterkommen und wo die Familie jetzt zum Beispiel auch noch am Ende des Monats aus der Wohnung rausgeschmissen werden soll und somit zunächst obdachlos wäre.

Das sind dann Fälle, die einfach an die persönlichen Grenzen gehen, weil man so viel reinvestiert, aber man merkt keine Fortschritte, weil bestimmte Bewilligungen der Behörden und Ämter fehlen, die sie halt nicht geben können, weil die Familie die bestimmten Nachweise nicht hat. Da kommt man einfach an seine Grenzen, wenn man merkt, irgendwie läuft es nicht so richtig und dann kommt es vielleicht zum schlimmsten Fall, also es muss vielleicht eine Inobhutnahme geben, weil die Familie dann wirklich noch auf der Straße landet und die Kinder können ja nicht obdachlos sein. Wo man dann natürlich da sitzt und sich fragt, „warum hat das nicht funktioniert?“, „hätte man noch mehr tun können?“.

A: Würden Sie sagen, dass Sie manche Schicksale auch mit nachhause nehmen?

C: Ja, auf jeden Fall. Man sagt ja immer so schön, das lernt man ja auch immer im Studium, dass man das gut trennen soll, berufliches und privates. Aber das ist natürlich leider nicht immer möglich. Ich denke auch, dass man, sobald man in Fällen intensiv drin ist, natürlich auch noch Gedanken daran hat, wenn man schon Zuhause ist. Man guckt vielleicht noch mal aufs Handy, weil sich vielleicht doch noch mal jemand gemeldet hat oder mich jemand anruft und dann denkt man, antwortest du noch schnell und dann verschwimmt die Grenze so ein bisschen. Da muss man dann manchmal auch echt aufpassen.

A: Welche Bezugswissenschaften beeinflussen Ihre Arbeit am meisten?

C: Wahrscheinlich Recht, Psychologie und Pädagogik. Also man muss über rechtliche Grundlagen und psychologisches und pädagogisches Wissen verfügen. Außerdem sind Netzwerkarbeit und Ressourcenorientierung wichtig, um gut vernetzt zu sein und gut Hand in Hand arbeiten zu können.

A: Was macht aus Ihrer Sicht einen kompetenten Hilfeleistenden aus?

C: Man sollte auf jeden Fall offen, geduldig,

empathisch, gut vernetzt, spontan, strukturiert und gut organisiert sein.

A: Welchen schwierigen Situationen mussten Sie sich schon während Ihrer Tätigkeit in diesem Berufsfeld stellen?

C: Da muss ich kurz überlegen. Es gab mehrere Situationen, die herausfordernd waren, aber die waren letztendlich machbar. Also es gab noch keine Situation, wo ich aufgegeben habe und so gesagt das Feld verlassen habe. Also es gibt ja zum Beispiel auch ziemlich impulsive Klienten und viele Kindeseltern und auch Kinder haben psychische Krankheiten oder sind stark belastet. Wo dann zum Beispiel Suizidgedanken geäußert werden und man dann auch überlegen muss: „wie reagiere ich jetzt und wen muss ich jetzt kontaktieren?“. Das finde ich immer schwierig. Oder auch impulsive Klienten, die plötzlich Drohungen aussprechen.

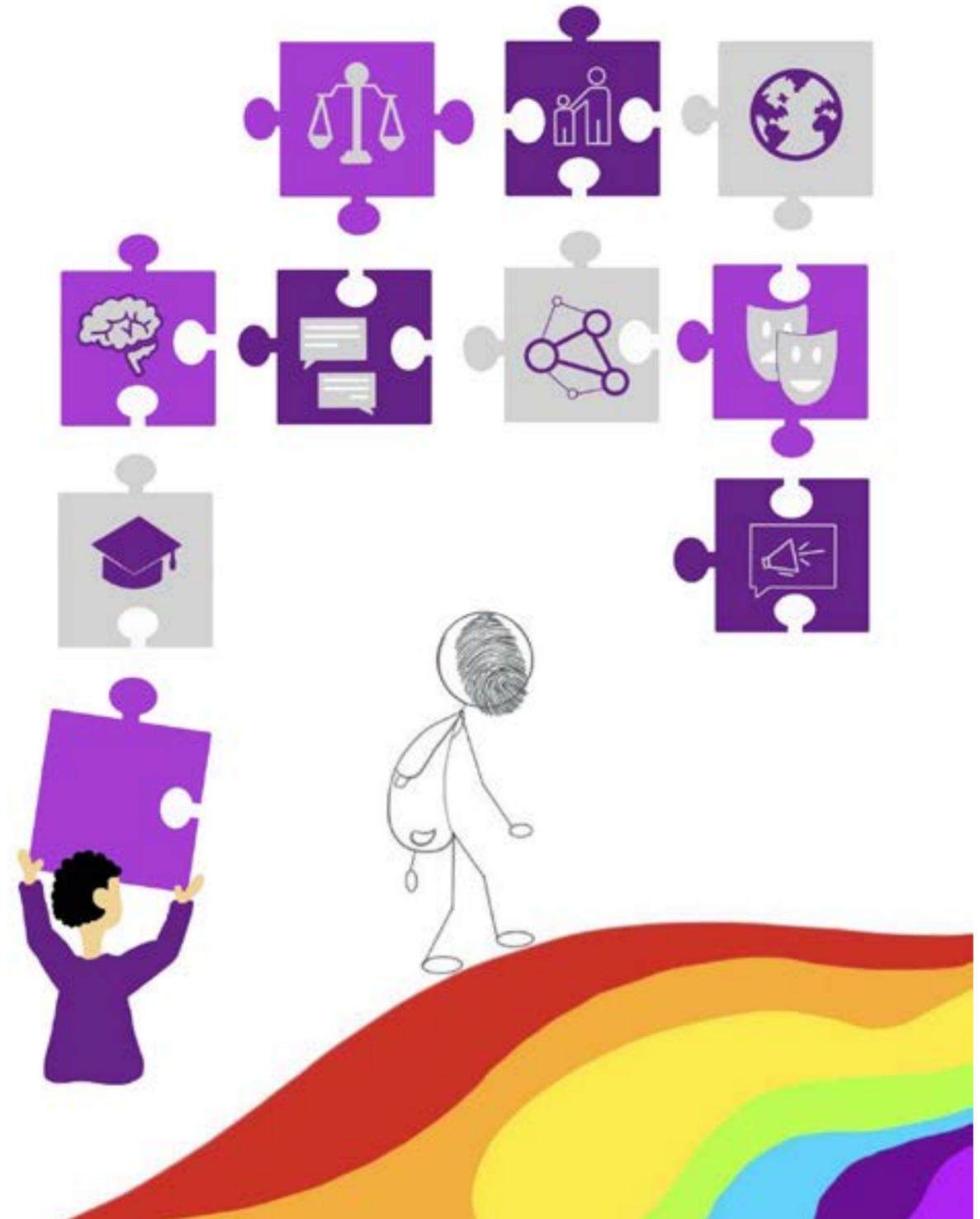
Ich hatte da einen Fall, bei dem ich eine Operation begleitet habe, weil die Familie dabei Unterstützung brauchte und da stand ich mit dem Vater in der Klinik und er schrie: „ich bringe sie alle um, wenn sie meinem Kind nicht helfen“ und da kam dann auch immer sowas wie „sie werden gleich rausgeschmissen“ oder „wir rufen gleich die Polizei“ zurück. Da hängt man dann als Familienhilfe natürlich mit drin, weil man die Familie begleitet. Das sind auch schwierige Situationen, die man aber immer bewältigen kann.

A: Was gefällt Ihnen besonders an Ihrem Beruf und den Menschen, mit denen Sie arbeiten?

C: Die Vielseitigkeit. Also ich finde es super, diese Einblicke in die verschiedenen Bereiche zu haben und auch intensiv mit Familien arbeiten zu können und ihr Lebensumfeld kennenzulernen und wirklich auch etwas gemeinsam mit den Familien verändern zu können. Also gemeinsam Dinge erarbeiten zu können, um etwas in ihrem Lebensumfeld verändern zu können, damit es den Familien letztendlich besser geht.

A: Angenommen Sie könnten eine Sache an Ihrem Berufsfeld ändern, was wäre das?

C: Die Rahmenbedingungen. Denn man macht halt viele Überstunden und auch die flexiblen Arbeitszeiten sind nicht die besten, weil man muss ja irgendwie immer spontan, erreichbar und einsatzfähig sein und auch viel rumfahren. Also es macht schon Spaß und ist spannend, aber die Rahmenbedingungen sind irgendwie nicht so toll.



A: Aus welchen persönlichen Werten ziehen Sie Ihre Motivation für Ihre Tätigkeit?

C: Ich möchte Menschen helfen. Das ist so ein typischer Spruch in der Sozialen Arbeit. Einfach Menschen mit den gesammelten Erfahrungen und dem erworbenen Wissen zu helfen, sie zu unterstützen und sozusagen Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Das ist auch mein Motto. Hilfe zur Selbsthilfe. Das ist zwar auch so ein typischer Spruch, aber letztendlich ist das ja auch die Soziale Arbeit. Also wirklich zu schauen, wie man bestimmte Dinge weitergeben und mit Menschen gemeinsam Dinge erarbeiten kann, um sie so weit aufzustellen, dass sie in Zukunft selbst ihren Lebensalltag bestreiten können.

A: Würden Sie einem Berufseinsteigenden Ihren Beruf empfehlen?

C: Wenn man an der Arbeit Interesse hat, ja. Ich finde, es ist ein wichtiger Beruf und gerade dieser Zweig wird in kleinen Einrichtungen und Institutionen geschlossen, also es gibt gar nicht mehr so ein großes Angebot, dabei ist die Nachfrage super hoch. Aber dadurch, dass halt viele Rahmenbedingungen nicht so bezaubernd sind, ist es immer so ein Zwiespalt zwischen es ist super interessant und macht Spaß, aber es ist halt auch extrem stressig, aufwendig und anstrengend.

A: Wie sehen Ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

C: Es gibt da schon eine Richtung, in die ich gern gehen würde, das sind aber keine konkreten Ziele. Ich würde in Zukunft gern wieder mit Menschen mit Behinderungen arbeiten oder mit psychisch erkrankten Menschen. Aber nicht in einem klassischen Umfeld wie einer Werkstatt, sondern auf einer Art Lebenshof. Also dass man irgendwie noch mal ein anderes, ganzheitlicheres Konzept anstatt der klassischen Werkstätten hat. Auch in Verbindung mit tiergestützter Arbeit, darüber habe ich zum Beispiel auch meine Bachelorarbeit geschrieben. Also dass man das vereinen kann: die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen, tiergestützte Arbeit und eine Arbeits- und Lebenswelt für Menschen, die nicht das Merkmal der klassischen Beschäftigungsmaßnahmen und Produktionsorientierung hat, sondern ein Ort, der den Menschen bessere Perspektiven bieten kann. Das ist irgendwie so ein Wunsch, wenn ich es mir aussuchen könnte.

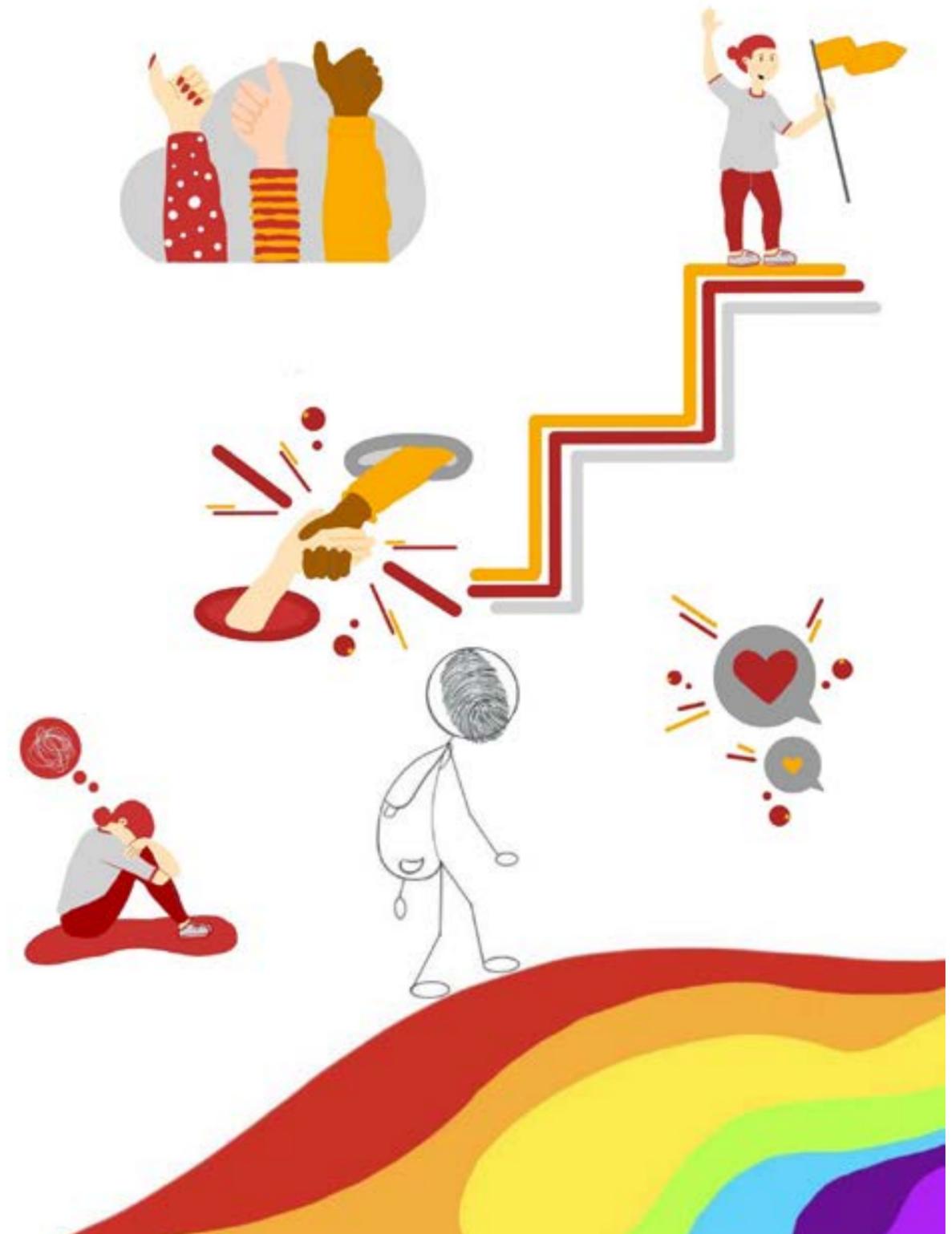
A: Wenn sie nochmal wählen könnten, würden Sie sich erneut für Ihren Beruf entscheiden?

C: Nein, ich glaube nicht. Ich würde, glaube

ich, nochmal etwas anderes ausprobieren wollen. Also nicht, weil ich das Berufsfeld nicht spannend oder wichtig finde – denn es stellt eben auch eine wichtige Alternative zur Wohngruppe dar, indem man erstmal Zuhause schaut, was man verändern kann, bevor eine Fremdunterbringung der Kinder stattfinden muss - aber ich merke auch, dass ich gern nochmal in andere Bereiche schauen würde, anstatt dem Jugendhilfebereich.

A: Gibt es noch besondere Themen, Anregungen oder Wünsche, um Interessierte über Ihr Berufsfeld zu informieren?

C: Vielleicht, dass sich Interessierte ein bisschen mehr informieren sollten, um diese Blockaden aus dem Kopf zu bekommen. Also dass man nicht davon ausgeht, dass die Kinder aus den Familien gerissen werden und man vor Ort nichts verändern kann, sondern sich darauf einlässt und mit den SPFHs ins Gespräch geht und gemeinsam überlegt, wie man an den bestimmten Schwierigkeiten zukünftig arbeiten kann. Und vielleicht, dass man das Berufsfeld im Studium nochmal mehr aufgreift.



Chiara Marheineke
Tagespflege

Kathrin, Sozialarbeiterin: Soziale Dienste/Tagespflege. Zielgruppe: pflegebedürftige Menschen

C: Darf ich Sie bitten mir einen typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

K: Ein typischer Arbeitsalltag sieht bei uns so aus, dass wir ankommen und in der Regel erst mal die Tagespflege aufsuchen und die Tagespflege Gäste begrüßen und erfragen, was es da für Neuigkeiten gibt. Ob jemand der Tagespflege ferngeblieben ist und wenn, aus welchen Gründen. Ob irgendwelche Neuigkeiten gekommen sind. Dann gehen wir nach oben, zu unseren Büroräumen und besprechen mit den Mitarbeitern, ob es Neuigkeiten gibt, da die Mitarbeiter meistens vor mir schon im Dienst sind. Also wird hier geklärt, ob es irgendwelche Neuigkeiten gibt. Also, im Endeffekt die gleichen Fragen, die auch vorher unten gestellt wurden. Dann wird der Rechner angeschmissen und das Übergabebuch durchforstet, um hier zu schauen, haben die Mitarbeiter vom spät oder Nachtdienst etwas wichtiges geschrieben. Dann beginnen eigentlich auch schon die Telefonate. Häufig klingelt das Telefon wegen der Verwaltungskollegen, oder das Krankenhaus ruft an, weil ein Mitbewohner eingeliefert wurde oder Angehörige rufen an. So sieht eigentlich so der tägliche Arbeitsablauf ab. Ganz wichtig ist hier die Tourenplanung, die eher Frau De Lorenzo macht. Also, es wird viel Zeit dann verwendet, die Touren täglich umzustrukturieren, da es immer wieder Veränderungen gibt. Wenn zum Beispiel Patienten ins Krankenhaus kommen oder auch Mitarbeiter erkranken oder auch einfach aus privaten Gründen nicht können. Ferien und Urlaubszeit ist auch ganz schlimm. Da sitzt man eigentlich den ganzen Tag an der Tourenplanung. Wir haben halt 12-13 Touren jeden Tag und über 300 Patienten. Das ist schon jede Menge Aufwand. Dann kommen noch die Hausbesuche dazu. Wir fahren auch

fast täglich raus, auch terminiert, dass wir die Patienten zu Hause aufsuchen. Ich bin Wundexperten hier in der Einrichtung, dass ich mir die Wunden angucke und begleite im BWK Begutachtung. Das Ganze geht dann so bis circa 16:00 Uhr, ich gehe dann immer noch mal runter in die Tagespflege und verabschiedet Tagespflege Gäste und nehme auch noch Mal Kontakt zu den Fahrern auf. Dann hat immer einer von uns sieben Tage am Stück Rufbereitschaft, also das geht halt im wöchentlichen Wechsel, also in der Regel hat man alle sieben Tage noch nicht wirklich Feierabend, weil dann ebend noch Anrufe auf das Rufbereitschafts Handy kommen.

C: Mit welchen Herausforderungen werden sie in ihrer Arbeit konfrontiert?

K: Also eine ganz große Herausforderung ist im Moment der große Fachkräftemangel. Wir kriegen keine examinierten Pflegekräften nach. Wir haben überhaupt keine Bewerbungen. Ja, das ist so die Hauptherausforderung, die wir haben. Die Patienten adäquat zu versorgen ist auch ein großes Problem, was ja aus dem großen Fachkräftemangel resultiert. Wir haben täglich Anfragen aber müssen Tatsache fast allen Patienten absagen, die nicht direkt in die Touren passen, den müssen wir absagen. Die können wir einfach nicht mehr versorgen. Das betrifft nicht nur uns, das betrifft fast alle Pflegedienste. Wir stehen im regen Kontakt mit anderen Pflegediensten, ob jetzt private oder die Kirche. Das ist so die Hauptherausforderung die wir haben. Und dann haben wir natürlich noch die hygienischen Herausforderungen, Corona bedingt. Viel Zeit und viel Geld fließt dort rein. Ja und die eine Herausforderung habe ich, ja glaube ich, schon im Vorfeld gesagt.

C: Was macht die Vielseitigkeit an ihrem Arbeitsalltag aus?



K: Also, unser Arbeitsalltag ist tatsächlich sehr vielseitig. Man hat eben Bürotätigkeiten und den Kontakt mit den Menschen. Man hat medizinisches Hintergrundwissen und man muss sich mit Krankheitsbildern auseinandersetzen. Kommunikativ muss man auch gewarnt sein, man muss mit dem Personal auseinandersetzen oder auch umgehen können. Ja, ich denke, das war so.

C: Wie gestaltet sich insgesamt die Zusammenarbeit mit dem Klientel?

K: Es beginnt natürlich immer mit einem Erstgespräch, was man dann bei unseren Tagespflege Gästen oder auch bei den betreuenden Personen erfragt. Biografie Arbeit muss man betreiben, um auch zu schauen, was sind vielleicht Wünsche, oder welche sozialen Kontakt und da kann man dann anknüpfen. Welche Ressourcen und Fähigkeiten sind vorhanden und welche kann man fördern.

C: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner:innen?

K: Die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner:innen gestaltet sich bei uns sehr gut, da wir am Ende des Jahres immer eine Lieferantenwertung durchführen und dann immer die Lieferanten, die vielleicht nicht so gut sind aussortieren und uns neue suchen. Aber in der Regel haben wir langjährige Kooperationspartner wie Apotheken, Büro beliefere, jemand der uns die Getränke liefert und so etwas halt.

C: Was motiviert Sie für ihren Arbeitsalltag?

K: So, wie das vorhin in Fragen schon geschrieben wurde, ist es einfach auf die Zusammenarbeit mit den Menschen mit denen wir jeden Tag zu tun haben.

C: Was würden Sie an ihrem Arbeitsalltag verändern?

K: Also, grundsätzlich würde ich nichts an meinem Arbeitsalltag verändern wollen aber ich würde die Strukturen drum herum verändern. Das imagine müsste verbessert werden, bessere Bezahlungen, Familien freundlicher und dann hoffentlich auch mehr examinierte Pflegepersonal.

C: Was hat sie dazu bewegt, in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

K: Die abwechslungsreiche Arbeit und weil wir einfach ganz eng mit Menschen zusammenarbeiten.

C: Welche Voraussetzungen/Qualifikation muss man erfüllen, um in ihrem Beruf arbeiten zu können?

K: Also, man muss eine examinierte Pflegefachkraft sein, oder die Weiterbildung zur Pflegedienstleitung haben.

C: Haben Sie vorher Erfahrung in anderen Berufsfeldern gesammelt, die ihn jetzt in ihrem jetzigen Beruf weiterhelfen?

K: Ja, unbedingt! ich habe neben meiner Ausbildung zur Krankenschwester auch noch ein sozialer Arbeit Studium absolviert. Und natürlich bringt mir das sehr viel, gerade der Umgang mit Menschen und mit dem Personal muss geübt sein. dennoch ist es learning bei doing.

C: Was sind die Zielgruppen bzw. welche Menschen werden durch ihren Bereich der sozialen Arbeit erreicht?

K: Es sind alte und kranke Menschen.

C: Wird und vor allem wie wird ihr Beruf in der Gesellschaft wahrgenommen?

K: Ja leider wird unser Beruf nicht so wahrgenommen und wird auch nicht so gewährt schätzt.

C: Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

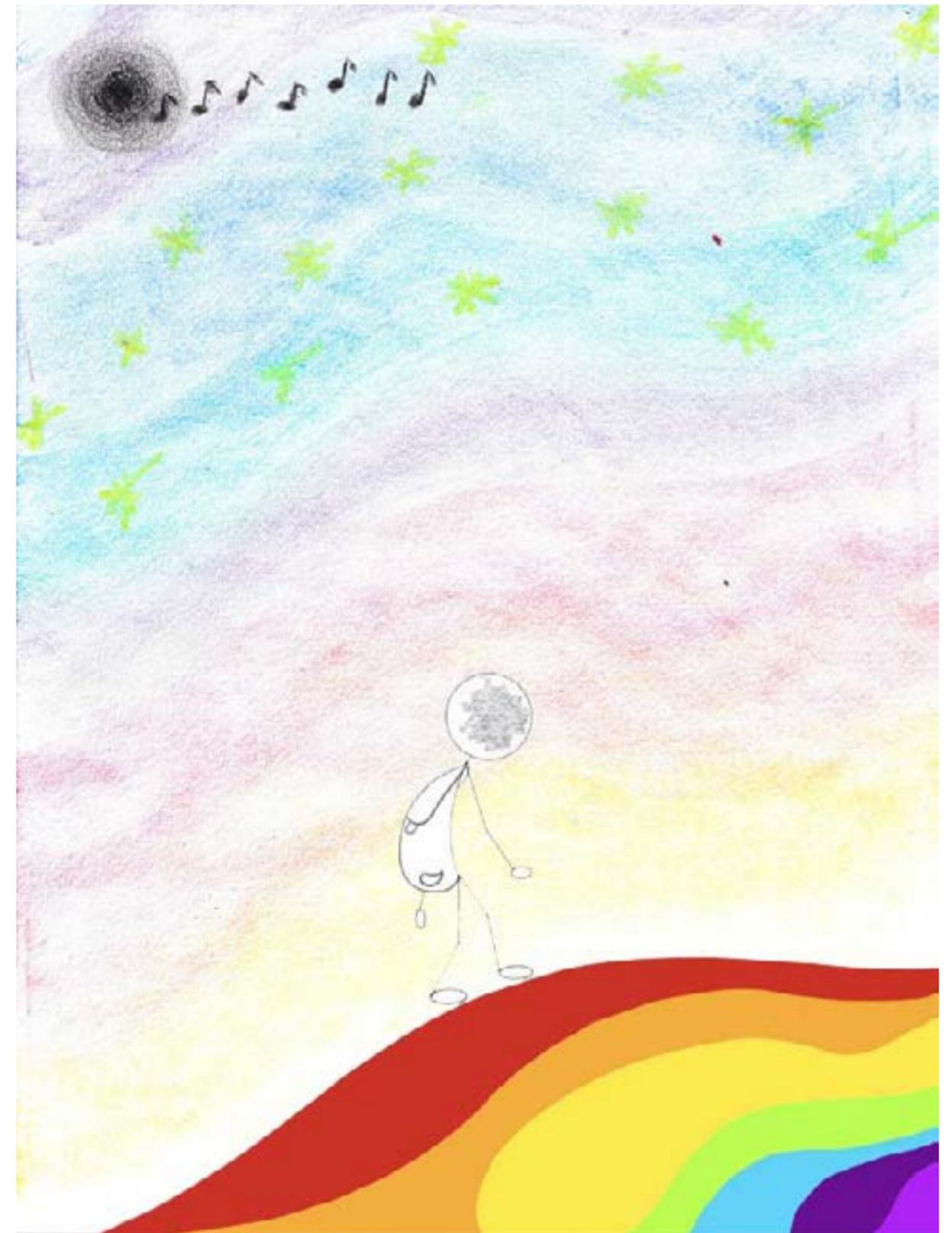
K: Zuallererst, müsste er natürlich finanziell besser dargestellt werden und bezahlt werden. Außerdem, heißt der Beruf nicht mehr Gesundheits- und Krankenpflege sondern Pflegefachmann oder Pflegefachfrau und diese Bezeichnung finde ich sehr abwertend.

C: Welche Fähigkeiten müssen Sie aus ihrer Sicht für ihren Beruf besitzen?

K: Also, man muss empathisch sein. Man muss gute Sozialkompetenzen besitzen. Natürlich muss man gut organisiert sein und auch pünktlich und zuverlässig und Team fähig sein. Und eine hohe Flexibilität an den Tag legen können.

C: Wurden Ihnen die benötigten Fähigkeiten innerhalb des absolvierten Studium/an der absolvierten Ausbildung vermittelt?

K: Also, natürlich hilft einem so ein Studium



theoretisch, aber wenn man dann wirklich praktisch arbeitet, gibt es einfach so viele Situationen, wo man einfach schnell und gut entscheiden muss. Ja, wie überall Learning by doing.

C: Was ist das wichtigste an ihrer Arbeit?

K: Das wichtigste an meiner Arbeit ist einfach ein gutes Team zu haben.

C: In welchen Bereichen stoßen wir ihre persönlichen Grenzen?

K: Konfliktgespräche mit den Kostenträgern und Aufnahmegespräche.

C: Welche Bezugswissenschaften beeinflussen ihre Arbeit am meisten?

K: Pflegewissenschaften, Sozialwissenschaften, medizinische Wissenschaften, und Digitalisierung.

C: Würden Sie ein Berufseinsteigern in Ihrem Beruf empfehlen?

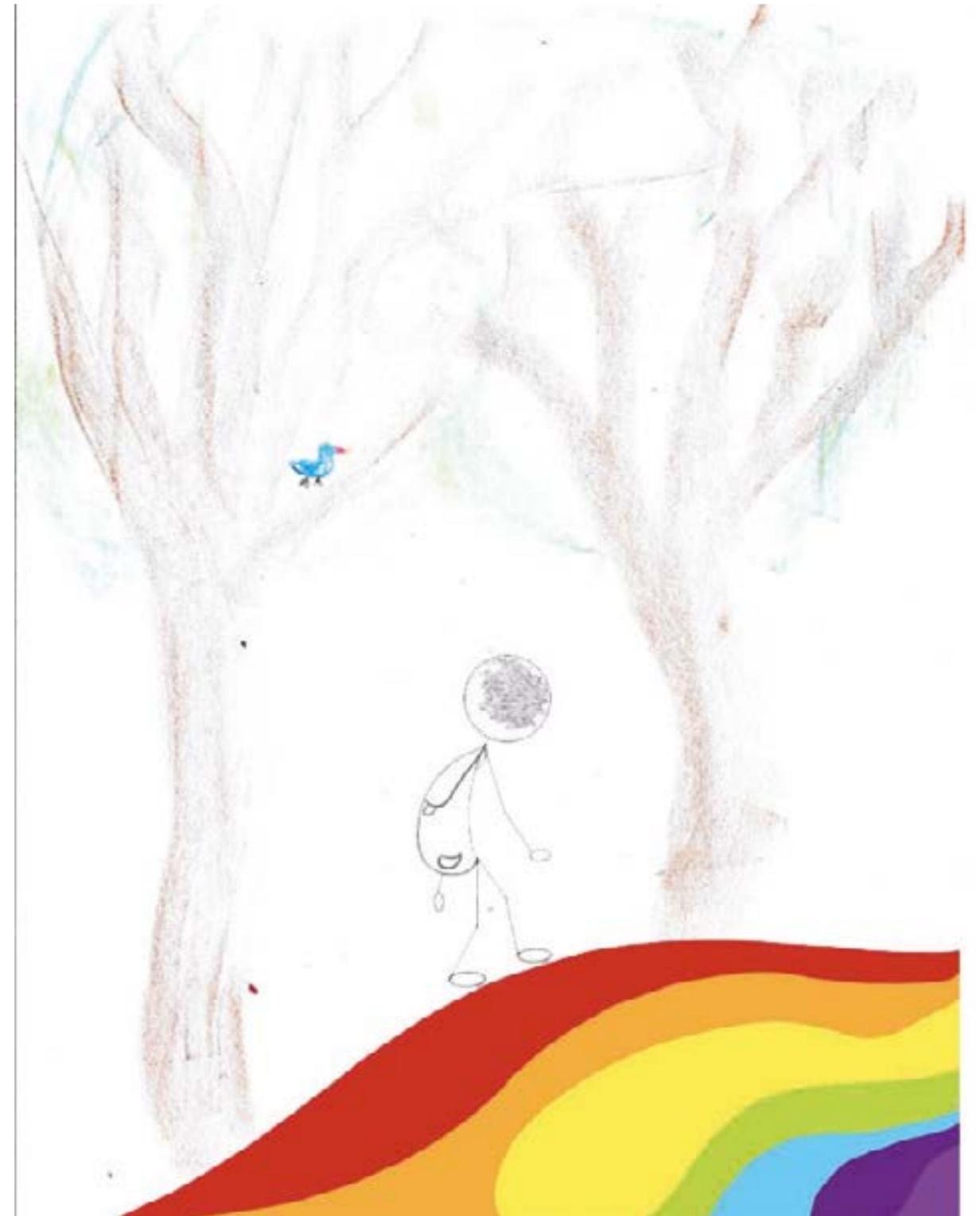
K: Grundsätzlich ja, wenn sich von politischer Ebene die Strukturen ändern würden.

C: Wie sehen ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

K: Ja, Wünsche haben wir ganz viele und zwar zum Beispiel, dass wir hier ganz viele Bewerbungen von Pflegefachkräften liegen haben. Ein weiterer Wunsch wäre, die Einrichtung hier erweitern zu können. Außerdem wollen wir eine alternative Wohnformen für Menschen gestalten, um eine Lücke schließen zu können für Menschen, die ein paar schöne Jahre nach ihrer Rente verbringen möchten. Menschen, die zum Beispiel nicht mehr so aktiv sein können. Also ein Alter von 75 bis circa 80, wo man schon mal merkt, dass man schon noch fit ist aber in manchen Sachen vielleicht auch Unterstützung und Hilfe benötigen könnte. Es wäre also so eine Art Wohngruppe auf dem Land, wo jeder sein eigenes Zimmer und sein eigenes Badezimmer hätte und wo er sich mit seinen eigenen Aktivitäten oder Interessen beschäftigen könnte zum Beispiel der eine hat Hühner, der andere einen Hund und kann diese Interessen und Aktivitäten, in dieser Wohngruppe, ausleben. Plätze wären begrenzt von circa 10-15 Bewohnern.

C: Wenn Sie noch mal wählen können, würden sie sich erneut für Ihren Beruf entscheiden?

K: Ja auf jeden Fall, aber wahrscheinlich auch nur, wenn die Bezahlung besser werden würde.



Lea Scholz

Soziale Seniorenarbeit

Meine Interviewpartnerin C. ist eine sozialpädagogische Betreuungskraft in einem Treffpunkt für Senioren. Dieses Angebot wird über ein Pflegeheim angeboten.

L: Darf ich Sie bitten, mir einen Typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

C: Ein typischer Arbeitstag startet bei uns gegen halb acht. Zuerst bereiten wir das Frühstück für die Gäste vor. Das heißt Brötchen aufbacken, Marmeladen und Aufschnitt auf den Tisch stellen, Kaffee kochen und was halt so dazu gehört. Die Gäste kommen dann gegen 8.15 Uhr und das zieht sich bis 10 Uhr. Sie werden von unserem Fahrdienst abgeholt. Wenn sie bei uns eintreffen, dann frühstücken sie. Teilweise benötigen die Senioren*innen dabei Unterstützung von uns.

Ab 10 werden dann verschiedene Angebote und Aktivitäten angeboten. Teilweise individuell oder für die ganze Gruppe, dazu gehören Basteln, Singen, motorische Übungen, spielerisches Gedächtnistraining und Gymnastik.

Ab halb 12 gibt es dann Mittagessen. Hier wird dann teilweise auch unterstützt. Nach dem Mittagessen gehen einige Gäste zur Mittagsruhe, und die anderen Gäste werden von uns betreut, indem wir leise Spiele spielen oder Malen.

Gegen 14 Uhr sind alle Gäste wieder da und wir bieten noch ein Angebot an, wie Rätsel, Geschichten oder Gedichte vorlesen. Dabei dürfen die Gäste natürlich auch mitentscheiden, worauf sie gerade Lust haben. So gegen 15 gibt es dann Kaffee und Kuchen. Den Kuchen haben wir im Laufe des Vormittags mit Unterstützung einiger Gäste gebacken. Um 15.30 verabschieden sich die ersten Gäste und werden von unserem Fahrdienst nach Hause gebracht. Die Anderen werden weiter betreut und bereiten mit den Frühstückstisch für den nächsten Tag vor.

Zwischenzeitlich fallen natürlich auch Aufgaben an, wie bei den Toilettengängen zu

unterstützen, Wäsche zu waschen, oder Telefonate zu führen. Wir stehen in Kontakt mit verschiedenen Institutionen, wie Ärzte, der Pflegekasse, Krankenkassen und natürlich auch mit den Angehörigen. Die Medikamente werden individuell nach Medikamentenplan vergeben und dies natürlich auch dokumentiert. Später und zwischenzeitlich wird generell dokumentiert, was wann wie wo mit wem gemacht wurde.

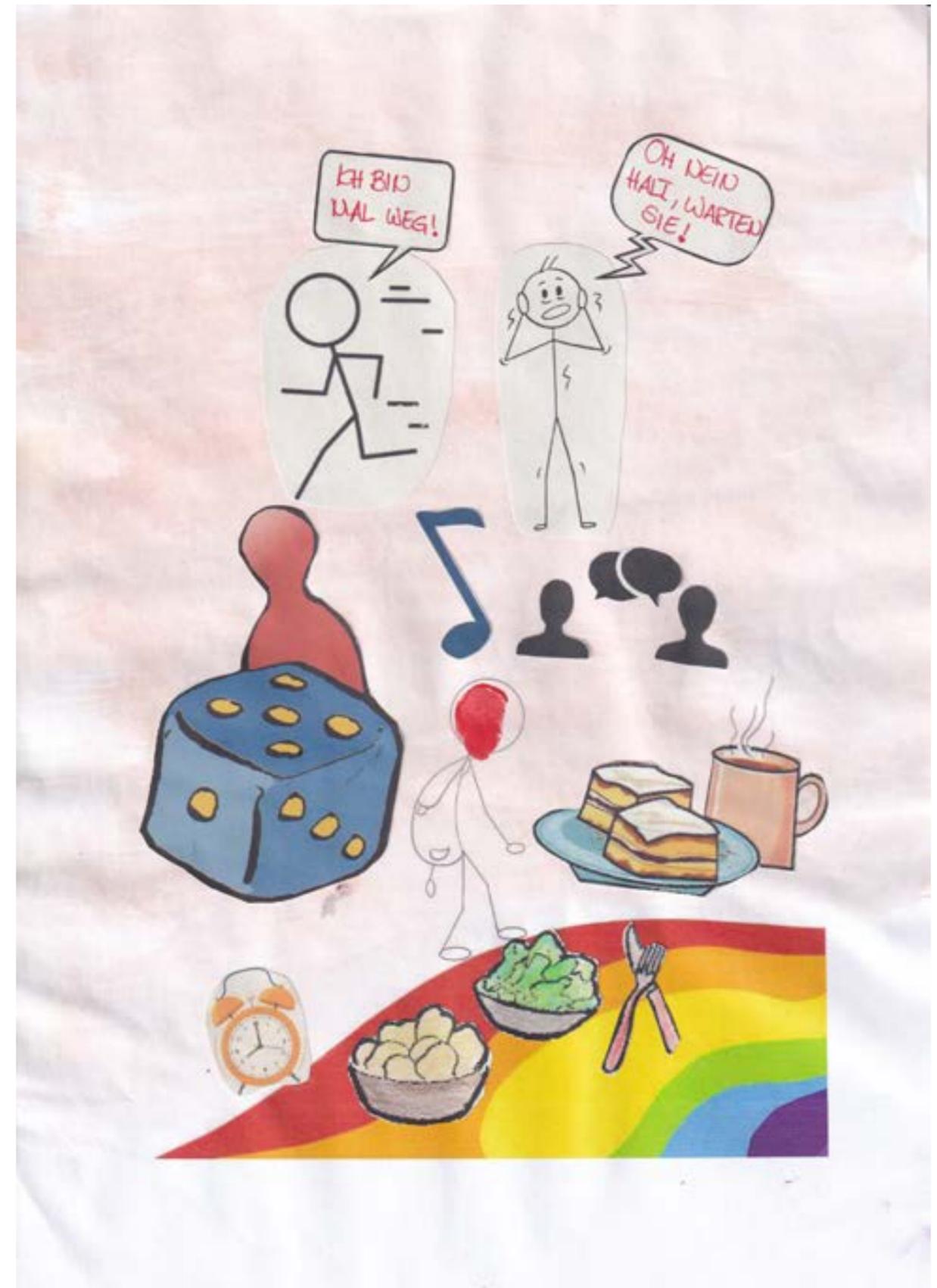
L: Mit welchen Herausforderungen werden Sie im Arbeitsalltag konfrontiert?

C: Man muss sehr flexibel sein und sich auf jede Situation einstellen können. Es kann immer mal ein Notfall eintreten, oder dass man ein Angebot vorbereitet hat, welches die Besucher*innen nicht mögen. Also dass man einen Plan B in der Tasche hat. Stimmungsumschwünge der Gäste, Sturzgefahr, Verschluckgefahr, Hinlauftendenz, naja das gehört auch alles zum Alltag, sodass man auch immer offene Ohren und Augen braucht. Leider erlebe ich auch die abnehmende Entwicklung der Fähigkeiten der Gäste mit und natürlich auch Krankheiten und Todessfälle.

L: Was macht die Vielseitigkeit in Ihrem Arbeitsalltag aus?

C: Man hat mit Menschen zu tun. Jeder Mensch ist individuell anders und hat andere Bedürfnisse. Die psychische Verfassung der Gäste kann sich auch schnell ändern. Viele haben zum Beispiel Demenz. Man muss den Menschen immer da abholen, wo er grade steht. Krankheitsbedingt werden oft Geschichten mehrfach erzählt, aber man muss trotzdem positiv reagieren. Man muss einen Ausgleich finden, dass man alle anspricht und einbezieht.

L: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit der Klientel?



C: Die Zusammenarbeit ist sehr familiär. Die Gäste werden meistens mit Sie angesprochen, außer ein paar wenige Ausnahmen, die darauf bestehen, dass sie geduzt werden. Jeder Mensch wird mit Würde behandelt. Es sind Menschen, die ihr Leben gelebt haben, es sind keine Kinder. Die Gäste haben viel mehr Lebenserfahrung als "wir" und das muss, obwohl er/sie verwirrt ist oder etwas anderes hat, respektiert werden. Unsere Gäste zeigen sich sehr dankbar für die Tage, die sie bei uns verbringen.

L: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner*innen?

C: Wir haben Kooperationen mit vielen ressourcenerhaltenden Förderungsmaßnahmen wie Logopädie, Ergo, KG, Fußpflege, Ärzte, Friseur. Teilweise kommen sie zu uns ins Haus und gehen ihren Tätigkeiten mit den Gästen nach. Die Gäste werden dann, wenn es ein Einzeltermin ist, in einen separaten Raum begleitet und es findet ein kurzer Austausch statt, falls etwas Besonderes sein sollte, und dann ist der Gast mit dem Therapeuten*in / Friseur*in/ Arzt*Ärztin alleine.

L: Was motiviert Sie im Arbeitsalltag?

C: Es wird nicht langweilig, man erlebt immer neue Situationen. Man arbeitet mit netten Menschen zusammen, und das Team ist gut. Sehr familiär alles.

L: Was würden Sie an Ihrem Arbeitsalltag verändern?

C: Weiß ich nicht. Die Arbeit ist schön und macht Spaß. Leider sind die Coronabedingungen ein wenig belastend und einschränkend. Wir können drinnen nicht singen, Maske tragen, und und und.

L: In welchem Berufsfeld sind Sie Tätig?

C: Sozialpädagogische Betreuungskraft im Altenheim. Also ich betreue und unterstütze Senioren*innen in ihrem Alltag bei uns in der Tagespflege.

L: Wie würden Sie ihre Kernaktivitäten Ihrer Arbeit beschreiben?

C: Betreuung und Dokumentation würde ich sagen. Kontakthalten zu den Angehörigen, Planen, Organisation von Weiterbildungen, die Finanzen im Auge behalten. Aber am Wichtigsten ist der soziale Kontakt zu den Gästen.

L: Was hat Sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

C: Die Arbeit mit Menschen ist toll, es ist einfach ein schöner Beruf. Beruf kommt von Berufung und diese Arbeit ist einfach schön und ich gehe ihr gerne nach. Ich finde, dass man Menschen so behandeln muss, wie man selbst in dem Alter behandelt werden möchte.

L: Was macht aus Ihrer Sicht ihr Berufsfeld aus?

C: Die Menschlichkeit und das Miteinander der Generationen.

L: Welche Voraussetzungen/ Qualifikationen muss man erfüllen, um in Ihrem Berufsfeld tätig zu werden?

C: Ich würde das aufteilen in menschliche bzw. charakterliche Voraussetzungen und Qualifikationen, die man schulisch mitbringt. Zu den Voraussetzungen würde ich zählen, einen respektvollen Umgang mit Menschen zu haben, Empathie, Sympathie, Kreativität zu besitzen und dass man vor einer Gruppe reden kann. Es ist über ein Studium möglich, aber auch durch eine Ausbildung zur Pflegekraft und Weiterbildung zur Pflegedienstleitung bei uns anzufangen.

L: Haben Sie Fähigkeiten aus anderem Berufsfeld gesammelt, die Ihnen in ihrem jetzigen Beruf nützen?

C: Naja nicht direkt aus einem anderen Berufsfeld, aber ich bin Mutter von drei Kindern und habe dadurch Erfahrungen im Umgang mit Menschen gesammelt. Zum Beispiel, dass man Geduld entwickelt, Aufgaben nicht zu überfordernd gestaltet. Zum anderen ist mir aber auch wichtig, dass Kinder und die Senioren*innen nicht auf eine Ebene gestellt werden. Wie gesagt haben unsere Gäste viel mehr Lebenserfahrung und dürfen nicht von mir/ uns bevormundet werden.

L: Welche Menschen werden von ihrem Bereich der Sozialen Arbeit erreicht?

C: Senioren mit verschiedenen Krankheitsbildern. Apoplex, Demenz, Makuladegeneration, Parkinson, Seh- und Hörbehinderungen, ...

L: Wird und vor allem wie wird ihr Berufsfeld von der Gesellschaft wahrgenommen?

C: Es wird oft darauf reduziert, dass man nur mit Menschen auf Toilette geht oder ihnen



da Essen anreicht. Dabei gehören zwischenmenschliche Kontakte primär zu den Aufgaben in der Betreuung. Manchmal wird "die Pflege" bzw. die Betreuung von Außenstehenden auch als Ausbeutung wahrgenommen, da Kosten anfallen. Vieles wird jedoch von der Pflegekasse übernommen.

L: Wie kann das Berufsfeld zukünftig attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

C: Naja im Pflegebereich, nicht bei uns speziell, sind die Arbeitszeiten schwierig und eine bessere Vergütung wäre ein Anreiz für neue Fachkräfte. Des Weiteren muss vielleicht auf die Möglichkeit einer Tagespflege einfach hingewiesen werden. Viele wissen nichts von diesem Angebot und dass sich dieses von der reinen Pflege abhebt.

L: Welche Fähigkeiten müssen Sie aus ihrer Sicht in ihrem Berufsfeld besitzen?

C: Ich denke, dass ist eine Auflistung von Charakterzügen, die viele Menschen einfach besitzen, wie Empathie, einen respektvollen Umgang mit Menschen, Kreativität, du musst dir Zeit nehmen können, Flexibilität, Zulassen von Körpernähe, und natürlich muss man Grenzen setzen können.

L: Wurden Ihnen die Fähigkeiten innerhalb der Ausbildung oder des Studiums vermittelt?

C: Ich glaube viele Sachen können nicht vermittelt werden, sie sind einfach eine Voraussetzung. Zum Beispiel Empathie. Diese Fähigkeit kann man zwar fördern aber in gewisser Weise muss sie vorhanden sein. Aber pflegerische Dinge und Dinge speziell für die Betreuung wurden mir in der Ausbildung vermittelt.

L: Kann man die Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

C: Pflegerische Handgriffe kann man währenddessen lernen und Körpernähe mit fremden Leuten zuzulassen, daran kann man sich auch gewöhnen. Auch dass man selbst seine eigenen Grenzen setzt.

L: Was ist für Sie das wichtigste an Ihrer Arbeit?

C: Der Umgang mit den Menschen, dass diese sich bei uns wohlfühlen und soziale Kontakte pflegen können. Dass die Angehörigen entlastet werden. Es gibt auch Angebote und Gesprächsgruppen für die Angehörigen, dass

diese Unterstützung und Verständnis von uns bekommen.

L: In welchem Bereich stoßen Sie an ihre persönlichen Grenzen?

C: Manchmal nehme ich Arbeit mit nach Hause und kann nicht komplett abschalten.

L: Welche Bezugswissenschaften beeinflussen ihre Arbeit am meisten?

C: Medizin auf jeden Fall, Psychologie, Pädagogik, Logopädie, Pharmazie, Ergotherapie, Soziale Arbeit, Pflege

L: Was macht aus ihrer Sicht eine*n kompetenten Hilfeleistende*n aus?

C: Es sollte ein authentischer Mensch sein, der die Senioren*innen ernst nimmt. Man muss teamfähig sein, empathisch, reflektiert und konfliktfähig.

L: Welchen schwierigen Situationen mussten Sie sich in diesem Berufsfeld stellen?

C: Zum einen denke ich, dass es immer eine Herausforderung ist, den Abbau der Fähigkeiten von Gästen zu erleben. Das gehört aber leider zum älter werden dazu. Dann gibt es auch schwierige Angehörige, welche den Zustand der Gäste nicht wahrhaben wollen oder falsch einschätzen. Wie zum Beispiel, wenn ein Elternteil an einer Demenz erkrankt ist und alleine zu Hause wohnt. Irgendwann ist der Punkt erreicht, dass es wirklich gefährlich werden kann und nicht möglich ist, den Menschen alleine wohnen zu lassen.

L: Was gefällt Ihnen besonders am Berufsfeld und an den Menschen, mit denen Sie arbeiten?

C: Die Gäste sind meistens freundlich und dankbar. Viele sehen nur noch wenige Menschen und freuen sich über die sozialen Kontakte mit Gleichaltrigen. Ich finde die Menschen interessant, alle haben eine andere Geschichte zu erzählen. Und die gegenseitige Wertschätzung.

L: Angenommen, Sie könnten eine Sache an ihrem Berufsfeld ändern, was wäre das?

C: Im Berufsfeld allgemein denke ich die Arbeitszeiten. Wenn man sich Pflegeheime anschaut, wie dort viele Arbeitszeiten und Schichten aussehen... Aber auch die Wahr-



nehmung der Wichtigkeit des Berufes. Ich denke kaum ein Mensch möchte später alleine in seiner*ihre Wohnung sitzen und nur noch vom Pflegedienst besucht oder gepflegt werden.

L: Aus welchen persönliche Werte ziehen Sie ihre Motivation für die Tätigkeit?

C: Ich möchte die Menschen so behandeln, wie ich in dieser Situation behandelt werden wollen würde. Wenn ich später an einer Demenz erkrankte, möchte ich trotzdem noch auf Augenhöhe behandelt werden. Ich möchte niemanden bevormunden und später auch nicht bevormundet werden. Ich finde Menschen, egal ob krank, alt oder etwas anderes, müssen mit Respekt und Würde behandelt werden.

L: Würden Sie einem Berufseinsteiger ihren Beruf empfehlen?

C: Wenn er/sie entsprechende Voraussetzungen mitbringt, dann ja. Man kann in diesen Beruf hineinwachsen, wenn man die Motivation dafür mitnimmt.

L: Wie sehen ihre zukünftigen beruflichen Wünsche und Ziele aus?

C: Zukünftig wäre es natürlich schön, dass alle Sachen, welche wegen Corona nicht mehr möglich waren, wieder angegangen werden könnten, wie Angehörigenabende oder tiergestützte Therapie.

Eine verstärkte Arbeit zwischen den Generationen könnte neue Begegnungsformen bei uns im Haus für die Personen eröffnen. Das Verständnis füreinander und das soziale Miteinander können dadurch gestärkt werden.

L: Wenn sie sich nochmal entscheiden könnten, würden Sie diese Tätigkeit wieder wählen?- Wenn ja, warum?

C: Ja, weil er mir Spaß macht und er so vielseitig ist. Er gibt mir sehr viel.

L: Gibt es noch besondere Anregungen oder Wünsche, um Interessierte über ihr Berufsfeld zu informieren?

C: Die Arbeit mit Senioren ist nicht nur WC-Gänge begleiten. Es wäre schön, wenn mehr junge Leute sich zumindest den Bereich mal anschauen würden.



Nina Sinner

Behindertenhilfe

Interview mit Jana aus Behindertenhilfe in Hildesheim

Nina: Darf ich Sie bitten, mir einen typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

J: Um 8:30 Uhr beginnt meine Arbeit, ich gehe zur Arbeit und es geht mit einer Entspannungsreise für meine Klient*innen los. Diese geht dann ungefähr bis halb zehn. In der Zeit zwischen halb zehn und zehn ist meistens nicht so viel los, weil die Mitarbeiter*innen Pause haben. In dieser Zeit mache ich die Dokumentationen. Von zehn Uhr bis elf Uhr gebe ich einen Lese- und Rechtschreibkurs für welchen ich die Räumlichkeiten wechseln muss und zwar von der Sporthalle in den Besprechungsraum. Zwischen elf und zwölf ist Tischtennis angesagt, da kann kommen, wer möchte. Wenn es zu viele Besucher*innen gibt, muss ich – gerade jetzt zu Corona-Zeiten – welche rauswerfen. Von zwölf bis dreizehn Uhr gebe ich ein Workout. Es sind immer festgeschriebene Leute, die zu den drei Terminen kommen und wir arbeiten in Schichten, wodurch immer eine Personengruppe für die eine Schicht zuständig ist und eine andere Personengruppe für die andere Schicht zuständig ist.

N: Mit welchen Herausforderungen werden Sie in ihrem Arbeitsalltag konfrontiert?

J: Es kann natürlich mal sein, dass das Klientel beziehungsweise vereinzelte Leute mal sehr viele Stimmungsschwankungen aufweisen und ich empfinde es als Herausforderung mit diesen umzugehen. Andere würden mir jetzt spontan nicht einfallen.

N: Was macht die Vielseitigkeit in Ihrem Arbeitsalltag aus?

J: Ich erzählte ja bereits von dem immer wieder wechselndem Klientel und das ist ja schon mal ziemlich vielseitig. Zudem muss man auch immer wieder für neue Aufgaben gerüstet sein.

Außerdem werde ich ziemlich vielseitig eingesetzt, zum Beispiel habe ich am Anfang nur die Sportkurse geleitet und jetzt kam vor kurzem der Lese- und Rechtschreibkurs dazu. Man sollte dementsprechend nicht so versteift sein auf eine Aufgabe, sondern vielen Aufgaben zugewandt sein.

N: Wie gestaltet sich insgesamt die Zusammenarbeit mit dem Klientel?

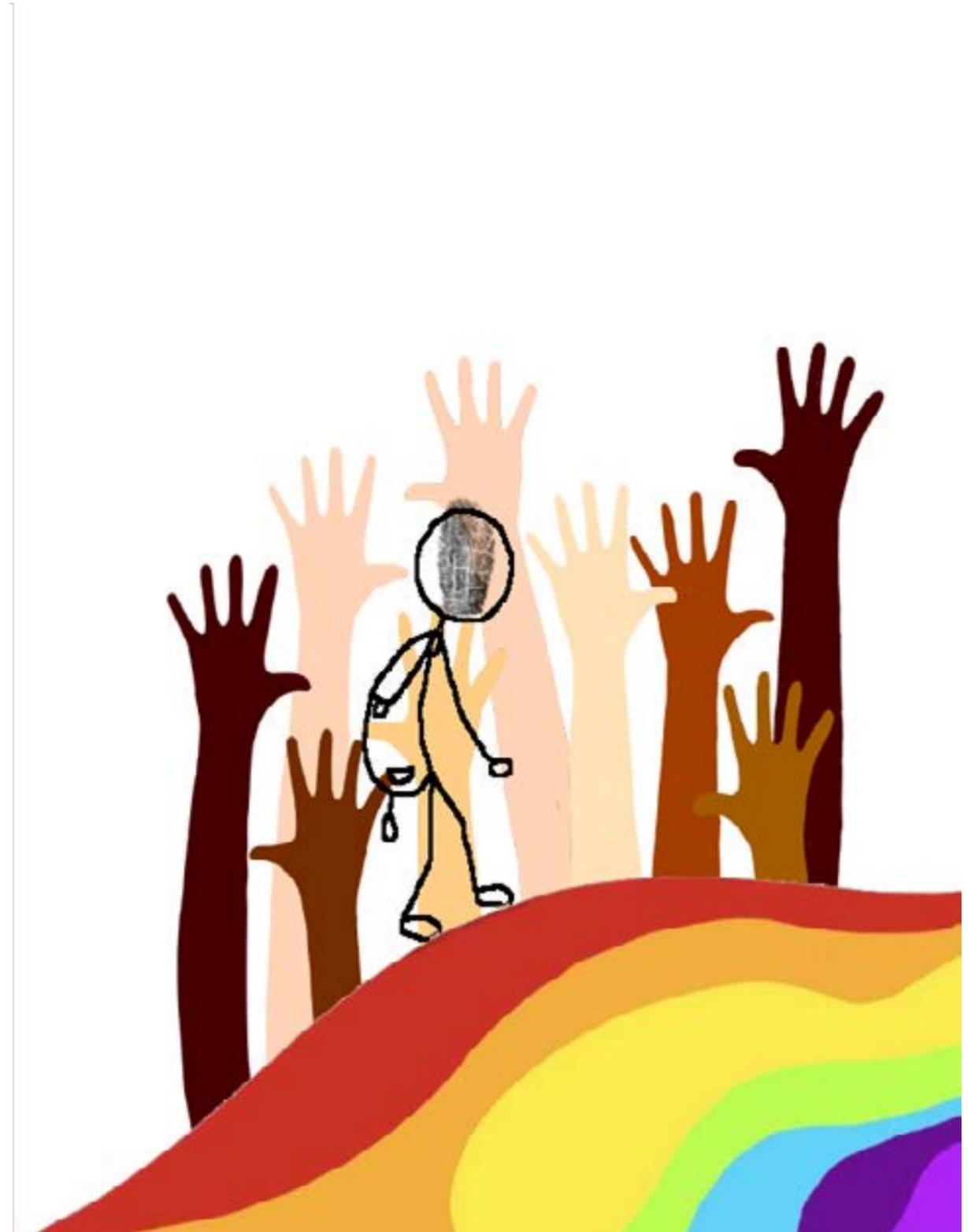
J: Meistens gestaltet sich die Zusammenarbeit sehr harmonisch. Es gibt natürlich aber auch – wie eben schon benannt – manche Stimmungsschwankungen oder Aussetzer und dann läuft es mal nicht so gut. Auch kommen Leute mit Problemen und Sorgen zu mir und dann steht das natürlich auch irgendwo an erster Stelle und dann muss man erst einmal das Problem aus dem Weg geräumt haben, damit man dann quasi im Alltag weiter machen kann.

N: Führen Sie denn auch beratende Tätigkeiten aus?

J: Ich kann ja schlecht Leute wegschicken, wenn sie zu mir kommen und sagen, dass ich dafür nicht zuständig sei. Ein offenes Ohr kann jeder haben. Und auch Ratschläge kann man geben, man sollte nur keine Befehle ausführen.

N: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner*innen?

J: Normalerweise – ohne die Corona-Pandemie – gäbe es den Schwimmkurs, welchen ich ebenfalls gebe. Da wäre ein Kooperationspartner das Schwimmbad, mit diesem müssen Termine immer abgesprochen werden, da vormittags auch Schulklassen dort sind. Meistens gehe ich mit den Leuten dann auch eher vormittags schwimmen, weil dann noch nicht so viel Badebetrieb ist und wir dann mehr oder weniger unsere Ruhe haben und alles übersichtlicher ist.



N: Gibt es noch mehr Kooperationspartner*innen?

J: In meinem Bereich der Behindertenhilfe nicht, nein.

N: Was motiviert Sie in Ihrem Arbeitsalltag?

J: Da die Arbeit sehr vielseitig ist sollte man jeden Tag auf etwas anderes gefasst sein, was mich sehr motiviert. Zudem spielt der Spaß-Faktor auch eine große Rolle.

N: Motiviert Sie auch die Zusammenarbeit mit Ihrem Klientel bzw. die Persönlichkeiten an sich?

J: Gerade bei den Menschen mit Behinderung – finde ich – hat man viel mehr Diversität in den Charakteren und natürlich motiviert mich das. Aber auch meine Arbeitskolleg*innen motivieren mich. Man sollte es zwar nicht haben – und es ist auch nicht professionell – aber ich denke, wenn man mal so ein bisschen die objektive Schiene beiseite legt hat jeder irgendwo Leute mit denen er oder sie lieber arbeitet und welche, mit denen man es nicht so gerne macht. Und ich denke dafür kann der Mensch ja auch nichts und dann ist es natürlich cooler, wenn dann mal ein Mensch reinkommt, den man wirklich gerne hat.

N: Was würden Sie an Ihrem Arbeitsalltag verändern?

J: Da würde mir spontan nichts einfallen.

N: In welchem Berufsfeld sind Sie tätig?

J: Ich bin Sozialarbeiterin in der Behindertenhilfe und bin da für die Sport- und Lese- Rechtschreibkurse zuständig.

N: Wie würden Sie Ihre Kernaktivitäten Ihrer Arbeit beschreiben?

J: Eigentlich bin ich ausgerichtet auf Sport, aber wenn mal etwas dazwischen kommt, was gerade keiner übernehmen kann, kann ich das auch ausführen, wie den Lese- Rechtschreibkurs.

Zudem führe ich eine betreuende Tätigkeit in den Angeboten aus. Ich mache also keine Alltagsbegleitung und ich bin auch nicht im Werkstatt-Bereich tätig, sondern bin eher für die Fitness der Klient*innen zuständig. Zudem bin ich für die Bildung beziehungsweise Förderung der Klient*innen mitverantwortlich.

N: Was hat sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

J: Ich brach nach der zehnten Klasse die Schule ab und habe dann ein FSJ gemacht in solch einer Werkstatt und das fand ich schön, weshalb ich mich dazu entschloss, dies auch in meiner beruflichen Zukunft zu tun.

N: Was macht aus Ihrer Sicht ihr Berufsfeld aus?

J: Die immer wechselnden Leute, die netten Kolleg*innen, dass alles so herzlich ist.

N: Welche Voraussetzungen / Qualifikationen muss man erfüllen, um in Ihrem Beruf zu arbeiten?

J: Also in meinem Beruf sollte man ein Studium als Sozialpädagog*in, oder ein gleichwertiges Studium beziehungsweise Ausbildung haben, so kann man auch Erzieher*in sein, es kommt ganz auf die weiterführenden Qualitäten an, die man so mitbringt. Man überzeugt doch eher im Vorstellungsgespräch in so einer Einrichtung. Im Arbeitsbereich sind es überwiegend eher Menschen mit Ausbildungen im wirtschaftlichen Bereich anstatt in der Heilerziehungspflege oder Ähnlichem.

Eine beispielhafte Zusammensetzung einer Gruppe wären zwei Fachkräfte, die eine Ausbildung im Metallbau absolviert haben und eine Heilerziehungspfleger*in. So setzt sich eine Gruppe aus den hauptamtlichen Mitarbeitenden zusammen.

Mein Träger ist ziemlich flexibel, es kommt auf den Einzelfall drauf an.

N: Haben sie vorher Erfahrungen in anderen Berufsfeldern gesammelt, die Ihnen in Ihrem jetzigen Beruf weiterhelfen?

J: Oh ja. Ich erzählte ja schon, dass ich die Schule abgebrochen habe und dann das FSJ gemacht habe. Daraufhin dachte ich mir, dass ich gerne noch ein paar mehr Erfahrungen in meinem Leben sammeln möchte, damit ich auch wirklich weiß, was ich machen möchte, ob da vielleicht auch eine Ausbildung oder ein Studium reicht. Dann habe ich erst einmal mein Abitur nachgeholt und habe nebenbei schon angefangen für so eine Einrichtung zu arbeiten, allerdings im Freizeit-Dienst. Dort habe ich die Gruppen betreut und koordiniert und habe auch damals schon Sportangebote für die Menschen gemacht, wie zum Beispiel Schwimmen. Dann habe ich die berufliche Richtung innerhalb des Berufsfeldes gewechselt und im Garten-Landschaftsbau mit Menschen mit Behinderung gearbeitet, wo ich die Anleitung übernommen habe. Das war es dann erst mal von meinem Träger der Behinderten-



hilfe aus. Dann habe ich in einem Altenheim gearbeitet für ein paar Monate, dann habe ich in einer Schule als Lehrerin für Sozialpädagogik und Psychologie und in einer Maßnahme vom Jobcenter gearbeitet. Dann habe ich noch in einer Psychiatrie gearbeitet, da es mir da jedoch nicht gefallen hat, nicht sehr lange. In Österreich habe ich als Kinder-Animateurin gearbeitet. Ich konnte auch in nicht-sozialen Berufsfeldern Erfahrungen sammeln, unter anderem in Gastronomien, in einer Wäscherei oder ein Buchverlag. Ich habe jedoch gemerkt dass diese Tätigkeiten mich nicht erfüllten.

Jetzt arbeite ich inzwischen seit fünf Jahren bei der Werkstatt.

N: Und welche Erfahrungen konkret konnten Sie sammeln, die Ihnen jetzt weiterhelfen?

J: Man lernt immer etwas dazu. Immer wenn man in einer Einrichtung neu anfängt zu arbeiten, muss man die Strukturen solch einer Einrichtung kennenlernen. Dann muss man die Leute kennenlernen. Das ist immer wieder aufs Neue soziale Interaktion. Man muss sich immer auf Sachen einstellen, die dann da gefordert werden. Denn jeder Betrieb unterscheidet sich. Auch in meinem Träger an sich ist das so. Als ich die Einrichtung von Goslar nach Hildesheim wechselte, dachte ich, dass alles ganz anders ist – und das war es auch – jedoch wunderte ich mich, dass sich die drei Einrichtungen in Hildesheim selbst auch noch mal stark von einander unterscheiden. Ich würde sagen, jeder Kontakt – jeder einzelne Kontakt – mit Menschen ist eine besondere Erfahrung. Sehr individuell, ganz einzigartig, und man nimmt auch immer etwas mit. Egal mit wem man spricht. Man kann diese Erfahrung mit einer Freundschaft vergleichen, erst nach einer gewissen Zeit kennt man den anderen sehr gut und genau so ist das mit dem Berufsfeld auch, irgendwann kennt man es gut.

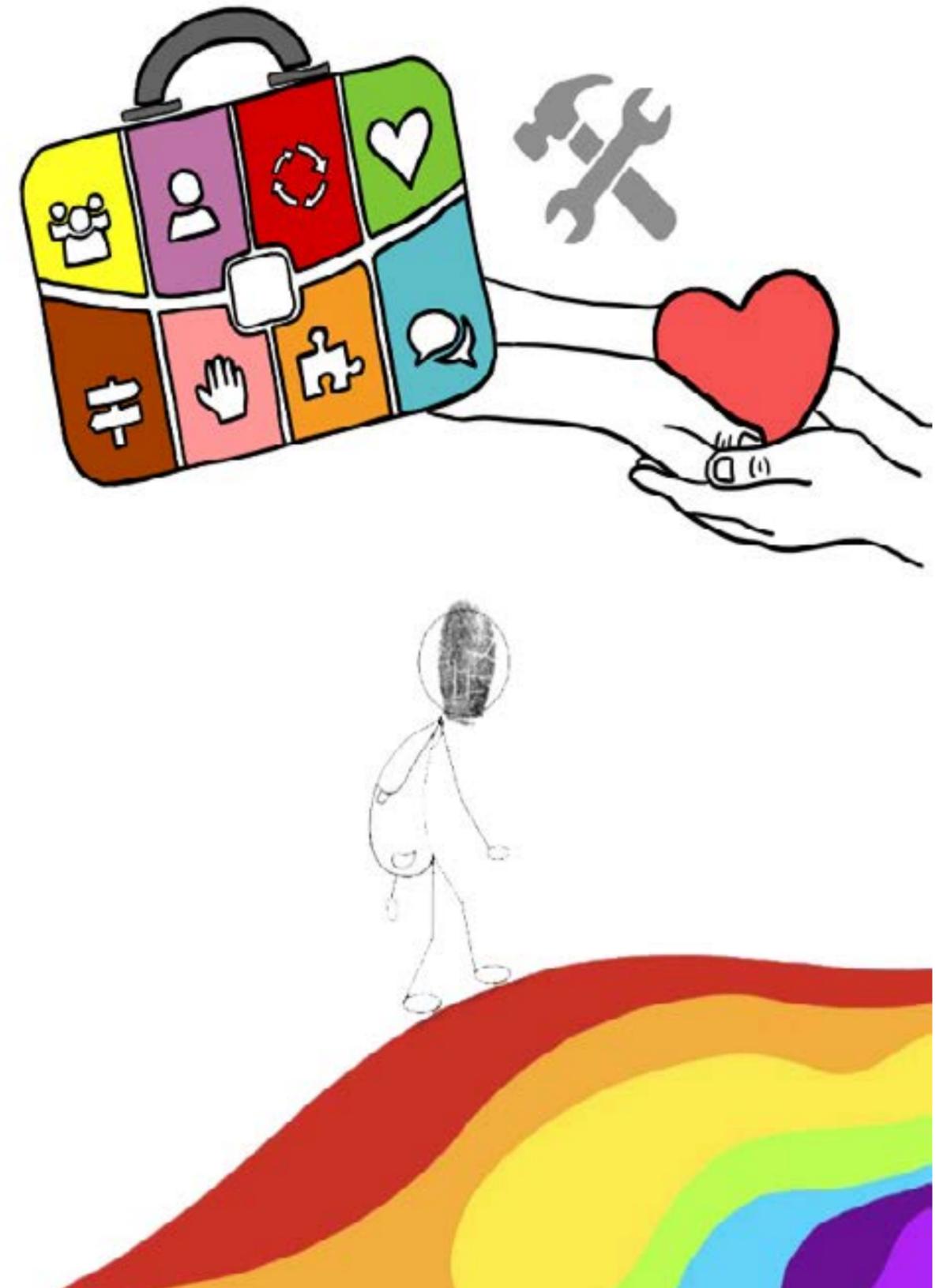
N: Was sind die Zielgruppen bzw. welche Menschen werden durch Ihren Bereich der Soziale Arbeit erreicht?

J: Es geht vor allem um Menschen mit Behinderung, aber erst ungefähr ab dem 17. Lebensjahr, frühestens mit sechzehn, weil die Menschen natürlich auch zur Schule gehen, zwar in eine Förderschule, aber dort muss man – wie jeder andere Mensch auch - einmal die Schulbildung durchlaufen, zwar ist diese Bildungslaufbahn sehr individuell abgestimmt, aber erst dann haben sie die Möglichkeit, in den Berufs-Bildungs-Bereich zu kommen und der befindet sich in so einer Werkstatt in der ich tätig bin. Und dann wird geguckt, Was will

ich denn eigentlich?' und wenn es einem gefällt, kommt man in den Arbeitsbereich. Die Menschen können dabei schon mitbestimmen, was sie zukünftig machen werden.

N: Wird und vor allem wie wird ihr Berufsfeld aus Ihrer Sicht von der Gesellschaft wahrgenommen?

J: Ich kann hierbei von meinen früheren Erfahrungen berichten: Als ich noch im Freizeit-Dienst der Behindertenhilfe tätig war und mit Menschen mit Behinderung unterwegs war, wurde man bei Nachmittags-Aktionen – welche in der Stadt stattfanden - schon von anderen Menschen auffällig angeguckt, weil andere Leute dann auch gemerkt haben, 'Oh, was kommt denn da für eine Gruppe auf uns zu? Die entsprechen ja gar nicht der Normativität. Was ist denn da los?' Und dann guckt man natürlich. Und dann stellt man fest, dass da vielleicht einer anders aussieht oder vielleicht verhält sich da auch jemand anders als es die Gesellschaft verlangt. Und dann gibt es natürlich auch Situationen, wie beispielsweise in einem Geschäft, dass dann einfach ein Mädchen aus unserer Gruppe nicht mehr wollte, woraufhin sie sich schreiend auf den Boden geworfen hat. Das Mädchen war aber schon so um die zwanzig Jahre alt. Das wirkt natürlich ein bisschen verwirrend, auch gerade für die Leute außerhalb. Und dann gibt es auch mehrere Situationen, in denen man einfach versuchen muss, sich professionell zu verhalten, indem man dann einfach mal das Kind heulen lässt. Und alle fragen dann, warum es heule und warum man da nichts machen würde. Aber wenn man das gleiche Ding schon tausend Mal versucht hat, dass man sagt, 'Komm' steh' doch auf, mach' doch mal was', da hat man dann irgendwann auch keinen Bock mehr drauf und versucht dann halt mal andere Methoden. Dann sagt man: 'Bleib' doch da liegen' oder man legt sich schreiend dazu, so wie ich es mal tat. Das fand die Person dann so unangenehm, dass sie aufgestanden ist, und den Laden verlassen hat. Das hat zwar geklappt, aber man fragt sich dann natürlich als außenstehender Mensch, was das für Methoden sind und warum wir das gerade so machen oder ob das vielleicht das Erste ist, was gemacht wird, anstatt irgendwie das zweihundertste, damit man die Person dann da irgendwie rauskriegt. Ja ... alles hat so seine Schwierigkeiten in der Öffentlichkeit und aus dem Grund gehen wir auch meistens eher vormittags schwimmen, damit wir manchmal der Öffentlichkeit nicht standhalten müssen. Das finde ich sehr einschränkend und auch sehr schade, weil natürlich auch Inklusion ein großes Thema ist und



natürlich kann man keine Inklusion betreiben bei einer Gesellschaft, die dafür noch gar nicht offen ist. So sehe ich das.

N: Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

J: Das ist ja genau das Problem worüber ich gerade gesprochen habe. Ich denke, dass einfach mehr an die Öffentlichkeit getragen werden muss. Ganz viele Menschen wissen ja auch einfach noch gar nicht, dass es Behindertenwerkstätten überhaupt gibt. Vielleicht macht man mal einen „Tag der Offenen Tür“ oder baut es in die Schulbildung mit ein, dass da vielleicht ein Besuch zu so einer Werkstatt stattfinden kann. Diese Sensibilisierung für behinderte Menschen muss nämlich im jungen Alter geschehen, im späteren Alter ist man dann schon etwas vorgeprägt von beispielsweise rassistischen Menschen, die dann auch schlechte Werte vermittelt bekommen von Außenstehenden, die behaupten, diese Menschen machen einen krank. Ich kenne eine Person, die nur mit zugehaltener Nase an Menschen mit Behinderung vorbeigegangen ist, weil sie im Kindesalter dachte, es wäre ansteckend. Und ich meine gerade damit man so etwas nicht denkt, sollte das frühzeitig angesprochen werden. Das ist natürlich auch total schade für die Menschen mit Behinderung, weil man denkt zwar ‚okay, die haben eine Behinderung‘, aber das sind ja trotzdem Menschen, die bekommen das ja trotzdem mit. Ich finde das ist einfach nicht menschenwürdig.

N: Welche Fähigkeiten müssen Sie aus Ihrer Sicht für Ihren Beruf besitzen?

J: Ich denke Empathie sollte man im angemessenen Maße besitzen. Man sollte meiner Meinung nach nicht zu viel Empathie aufbringen, aber natürlich auch nicht zu wenig – da muss man ein Mittelmaß finden, was irgendwie funktioniert. Wenn man da zu viel Empathie empfindet, dann kann das ganz schön auf die Psyche gehen, weil die Menschen natürlich alle irgendwo mit Problemen zu kämpfen haben, aber auch so wie Menschen, die nicht behindert sind, mit Problemen zu kämpfen haben. Und wenn man dann in so einer Einrichtung arbeitet und sich dann alle Probleme aufbindet von den Menschen, dann ist das natürlich schlecht. Ich habe eine Kollegin, die gibt auch ihre Privatnummer raus und macht auch nach der Arbeit „Seelsorge“. Und das belastet einem psychisch dann ja auch ... da passiert ja was mit einem. Das kann ja nicht wirklich gesund sein. Deswegen sollte man da ein gesundes Mittelmaß finden, denn es ist ja

immer noch die Arbeit – und Arbeit und Privates trennt man ja für Gewöhnlich, das muss man lernen. Das kann man auch in einer Nähe-und-Distanz-Schulung lernen, die ab und zu angeboten wird. Ich empfinde das als sehr hilfreich.

Man sollte zudem vielseitig sein und immer auf Alles gefasst sein, weil – wie gesagt – die Menschen an dem einem Tag so und an dem anderen Tag so sein können. Außerdem sollte man offen für die Menschen sein und natürlich sollte man eine gewisse Sympathie besitzen, ansonsten funktioniert die Arbeit einfach nicht, weil man oftmals auch in der Freizeit Menschen bzw. Klient*innen trifft, und wenn man dann einfach so tut, als würde man sie nicht kennen, ist das natürlich auch doof. Da muss man sich einfach dazu bekennen. Trotzdem sollte man auch hier die Distanz wahren können und auf Unternehmungsangebote nicht unbedingt eingehen.

N: Wurden Ihnen die benötigten Fähigkeiten innerhalb des absolvierten Studiums/der absolvierten Ausbildung vermittelt?

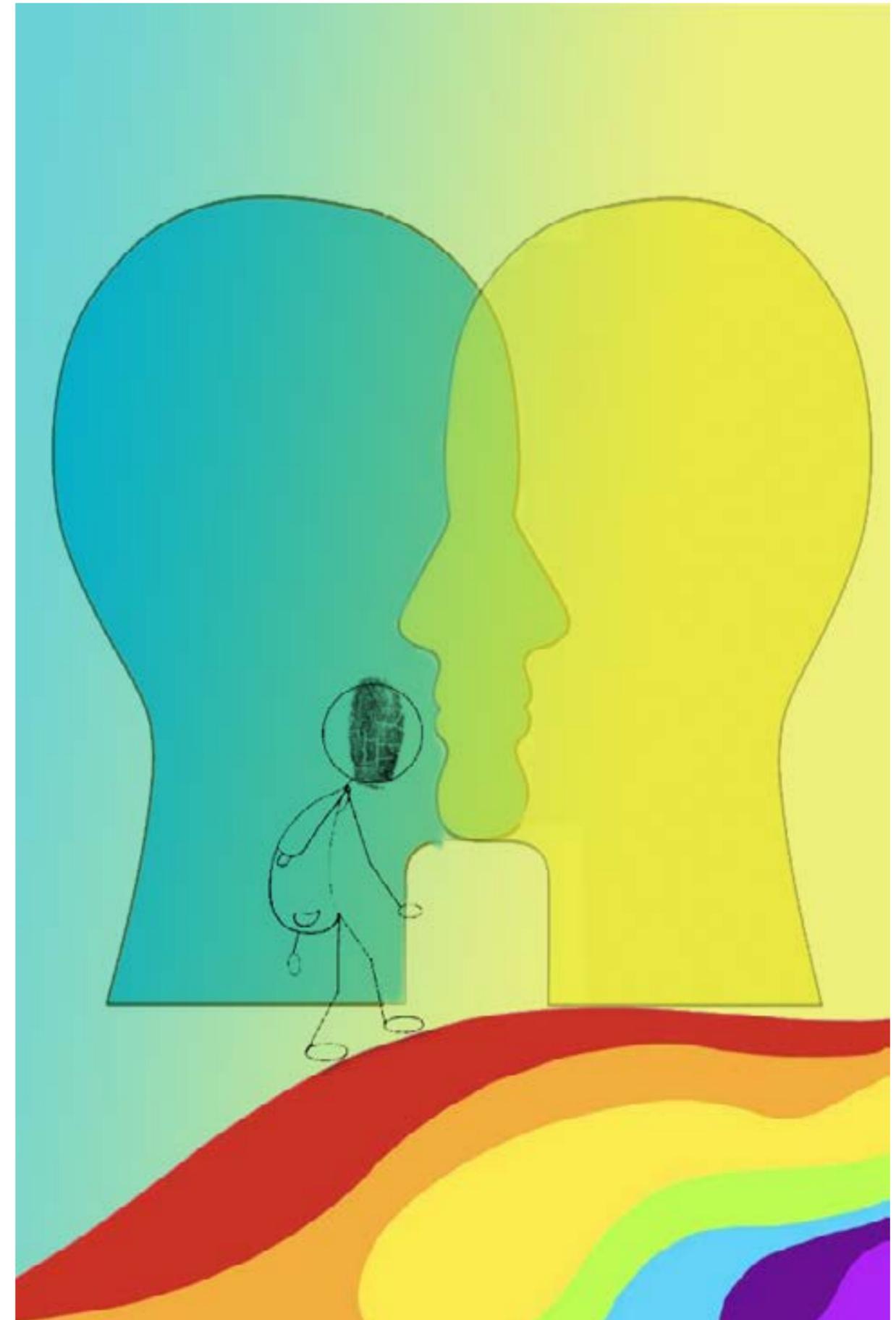
J: Auf gar keinen Fall. Also in meinem Studium habe ich, soweit ich weiß, gar keine Seminare absolviert, welche sich mit Menschen mit Behinderung beschäftigten. Keine Themenfelder meiner Stundenpläne haben das Thema ansatzweise angesprochen. Natürlich hängt das davon ab, wie man den Stundenplan zusammensetzt, aber da ich neben dem Studium immer viel arbeiten musste, musste ich eben die Seminare wählen, die zeitlich passten. Ich finde es sollten einfach Pflichtveranstaltungen für spezielle Dinge geben. Gerade die Behindertenhilfe macht einen ziemlich großen Bereich mit vielen Arbeitsplätzen für Menschen im sozialen Bereich aus. Dies sollte einfach weiter ausgeführt werden.

N: Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

J: Ich bin der Meinung, man kann alle Fähigkeiten erst im Beruf erlernen, klar kann man in der Theorie ein bisschen reinschnuppern, aber in der Praxis setzt man es dann halt um und dann merkt man, dass das gar nicht so funktioniert mit der Umsetzung, weil ja die Individualität der Menschen eine ganz andere ist, als das, was man gelernt hat.

N: Was ist für Sie das Wichtigste an Ihrer Arbeit?

J: Das Wichtigste ist, dass man den Spaß nicht verliert! Dass man immer freundliche und net-



te Kolleg*innen hat, die ein bisschen gute Laune mitbringen.

N: In welchen Bereichen stoßen Sie an Ihre persönlichen Grenzen?

J: Es gibt natürlich auch Menschen dort, die das – ich hatte vorhin ja auch schon Nähe und Distanz angesprochen – nicht so ganz einhalten können. Dann würde ich an meine Grenzen stoßen, wenn jemand eine Umarmung erzwingen möchte, weil da muss man dann schon klar und deutlich sagen, dass man das nicht möchte.

N: Welche Bezugswissenschaften beeinflusst Ihre Arbeit am meisten?

J: Da bin ich mir nicht ganz sicher, auf jeden Fall sollte man sich mit rechtlichen Dingen auskennen. Wenn man beispielsweise bei der Öffentlichkeitsarbeit Fotos von den Klient*innen machen möchte, muss man im Vorhinein immer den gesetzlichen Betreuer fragen, ob das denn in Ordnung ist, sobald sie denn einen haben. Es gibt natürlich auch Menschen, die noch bei ihren Eltern oder in Pflegeheimen wohnen, die haben dann aber meistens den gesetzlichen Betreuer, es gibt aber auch Menschen, die über sich selber entscheiden können. Also ist das mit der Veröffentlichung der Personen nur individuell absprechbar. Wenn man nämlich ein Foto macht und niemand war damit einverstanden, kann man sich Ärger einhandeln.

N: Was macht aus Ihrer Sicht einen kompetenten Hilfeleistenden aus?

J: Ich finde den Ausdruck „Hilfeleistenden“ immer sehr schwierig, weil die Art von Hilfe wird meistens falsch verstanden, nach meinen Ansichten. Ich finde, dass man immer Hilfe zur Selbsthilfe leisten sollte, anstatt einem die Hilfe komplett abzunehmen. Damit ist ja auch Niemandem geholfen. Besser: Hilfe zur Unterstützung zur Person, damit die Person, mit Anleitungen, für die Zukunft gewappnet ist, für alles Mögliche. Wenn man immer Jemanden Alles abnimmt kann er Vieles am Ende natürlich auch nicht.

Ich würde stattdessen „Unterstützungsleistenden“ formulieren, und bei diesem die Hilfe zur Selbsthilfe an erster Stelle stellen. Dann kann man davon ausgehen, dass die Person, die für alltägliche Dinge Unterstützung bekommt, diese irgendwann auch von selbst schafft, und wenn nicht, ist es denke ich ein guter Versuch, das schaffen zu wollen. Aber

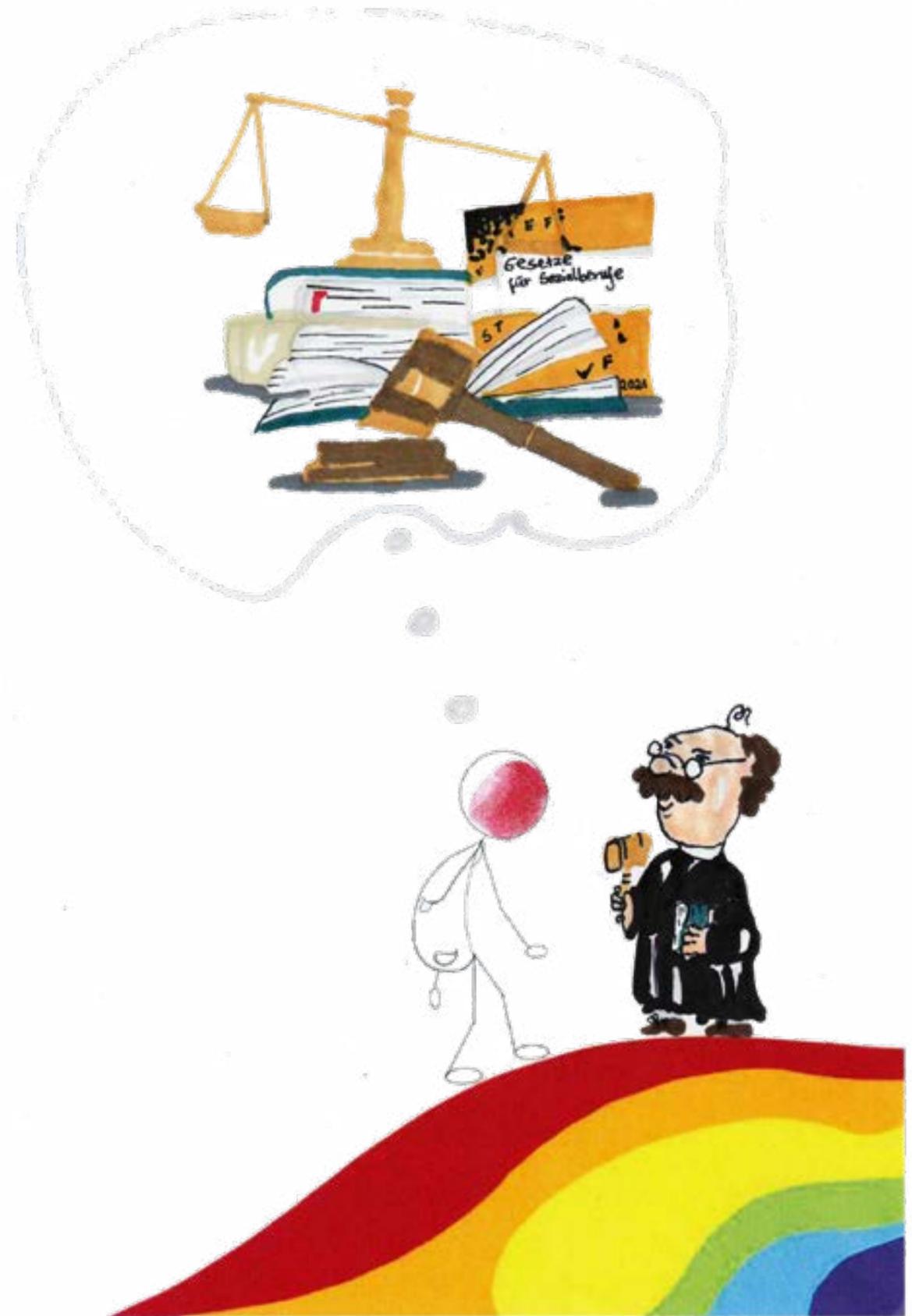
das ist auch immer abhängig vom Individuum, weil wenn man eine Sache nicht will, dann hilft auch Unterstützung nicht. Dann wird man das wahrscheinlich nie alleine schaffen, aber wenn man es will, es aber nicht kann, und dann Unterstützung bekommt, und es dadurch lernen kann, dann ist man ja auch eher dazu bereit, das zu tun. Ich finde darauf basiert ja auch die Soziale Arbeit, auf die Hilfe zur Selbsthilfe, weil man die Menschen quasi für etwas vorbereiten möchte, damit sie eine bestimmte Lebenslage meistern oder schaffen können.

N: Welchen Ihrer Meinung nach schwierigen Situationen mussten Sie sich schon während Ihrer Tätigkeit in diesem Berufsfeld stellen?

J: Es gibt ja dieses Klientel, was dann doch mal – manchmal – über die Strenge schlagen kann. Wir hatten es mal mit einer jungen Frau zu tun, sie war etwa 25 Jahre alt, die sich nicht äußern konnte. Sie konnte nicht gut sprechen und konnte auch nicht gestikulieren und generell nicht so viel machen. Irgendwann hat sie angefangen die Leute zu kneifen, weil Niemand sie verstanden hat. Dazu sei zu sagen, dass sie wirklich sehr doll gekniffen hat, auch Gruppenbetreuer die Finger gebrochen hat oder der Lehrerin die Bluse zerrissen hat. Auf jeden Fall habe ich dann mal ganz in Ruhe mit ihr geredet, da sie bei mir – beziehungsweise bei uns in der Gruppe – nie solches Verhalten gezeigt hat. Wenn Menschen sich nicht äußern können, sie aber trotzdem verstanden werden wollen, müssen sie ja irgendwie anders auf sich aufmerksam machen. Und das hat die Klientin eben versucht, dann muss man sich einfach ein bisschen mehr Zeit für die Person nehmen, damit man versteht, was die Person möchte.

N: Was gefällt Ihnen besonders an Ihrem Beruf und den Menschen, mit denen Sie arbeiten?

J: Ich sagte ja bereits, dass Alle sehr freundlich sind und dass ich das auch wirklich schätze. Auch die Mitarbeitenden mit Behinderung sind alle sehr dankbar für das, was man für sie tut. Gerade dann probiert man ja auch, sich einzusetzen und auch individuell zu gucken, was möglich ist und was nicht zum Beispiel an Sportangeboten. Ich hatte einen Klienten, der einen Schlaganfall hatte, welcher sehr dankbar für alles ist, was man für ihn tut. Er ist taub auf der linken Seite und kann jetzt nicht mehr wirklich viel mitmachen, aber versucht es immer ganz doll. So etwas macht mich dann natürlich auch stolz. Da denke ich: „Er hat da wirklich Bock drauf und ich kann da auch etwas tun, um ihn zu helfen“, und das fühlt sich gut an.



N: Angenommen, Sie könnten eine Sache an Ihrem Berufsfeld ändern, was wäre das?

J: Ich würde wahrscheinlich mehr Öffentlichkeitsarbeit betreiben und auch schon – wie gesagt - in Bildungsstätten damit anfangen, vielleicht sogar in der Grundschule, in der ersten und zweiten Klasse schon, denn die Kinder bekommen das ja auch mit, dass es Menschen mit Behinderung gibt. Frühe Sensibilisierung für das Thema Behinderung.

N: Würden Sie einem Berufseinsteigenden Ihren Beruf empfehlen?

J: Ja, da es Spaß macht.

N: Wie sehen Ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

J: Ich würde gerne noch weiter in der Behindertenhilfe arbeiten, da ich seit 5 Jahren glücklich mit der Arbeit bin.

N: Wenn Sie nochmal wählen könnten, würden Sie sich erneut für Ihren Beruf entscheiden - und wenn, warum?

J: Ja würde ich, da ich viele Freiheiten in meinem Beruf besitze, gerade im Sport-Bereich. Ich kann eigentlich alles mit den Klient*innen machen, was ich möchte, weshalb ich sehr viel Spaß bei meiner Arbeit habe. Und dann kommt noch der Faktor der Dankbarkeit der Klient*innen und die Freude an der Arbeit mit den Klient*innen an sich dazu.



Dana Uhlenbrock

Stationäre Kinder und Jugendhilfe in Hameln- Pyrmont

Alltag

D.U.: Darf ich Sie bitten, mir einen typischen Arbeitsalltag zu beschreiben?

I.: Ich arbeite in der stationären Jugendhilfe für Kinder und Jugendliche Mädchen.

Bei uns geht der Alltag eigentlich erst ab dem Mittag los. Und zwar kommen die Kinder dann aus der Schule, dann wird ein gemeinsames Essen gestaltet, danach werden die Hausaufgaben begleitet und dann gehen die Freizeitangebote los. Beispielsweise ist es bei uns die tiergestützte Arbeit, das Reiten oder die Versorgung der Tiere. Freizeitaktivitäten, beispielsweise auch Vereine wie Trampolin-Verein, Volleyball oder ähnliche Vereine besuchen die Kinder sehr gerne. Auch kreative Angebote werden von den BetreuerInnen geleitet und durchgeführt. Und am Abend wird dann wieder gemeinsam zu Abend gegessen. Dann kommt der Nachtdienst auch so langsam zur Arbeit. Nach dem Essen machen sich die Kinder Bett fertig, dann findet auch ein Abendprogramm noch statt, das kann beispielsweise eine Spielerunde sein oder auch das Fernsehen oder Einzelzeit, wie beispielsweise vorlesen oder gemeinsames Lernen vor dem nächsten Schultag, danach werden die Kinder dann ins Bett gebracht. Sie haben unterschiedliche zu Bett- Gehzeiten die eingehalten werden sollten. Diese sind entsprechend des Alters aufgeteilt und dann werden noch alltägliche Aufgaben die am Tag liegen geblieben sind wie zum Beispiel die Wäsche und die Küche für den nächsten Tag vorbereitet. Auch Dokumentationsarbeiten von dem Tag werden meist am Abend noch geschrieben, da noch alles frisch im Kopf ist und dann werden wir uns in unser Bereitschaft Zimmer zurückziehen und haben dann die Nacht über Bereitschaft. Der nächste Tag beginnt dann mit dem Wecken der Kinder, das passiert alles unter Einbezug der Empathie und danach treffen sich alle gemeinsam zum Frühstück. Da momentan noch die Corona Tests durchgeführt werden müssen, dauert alles ein wenig

länger und muss gut durchstrukturiert werden, da bei acht Kindern ein ganz schönes Gewusel stattfinden könnte. Danach fährt der Bus für die Kinder los. Für uns beginnen dann die alltäglichen Aufgaben wie beispielsweise die Zimmer checken. Auch Hausarbeiten stehen natürlich an aber die werden von einer Hauswirtschafterin übernommen die wir natürlich, wenn es möglich ist, unterstützen. Die Kinder werden an den Wochenenden beispielsweise auch mit in die Hausarbeiten mit eingebunden, damit sie die Selbstständigkeit erlernen. Dann geht der Nachtdienst nach Hause und am Mittag kommt dann der nächste Tagdienst wieder. Das ist dann so ungefähr ein Tagesablauf, der aber immer wieder unterschiedlich abläuft.

D.U.: Mit welchen Herausforderungen werden Sie in ihrem Arbeitsalltag konfrontiert?

I.: In der Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen der stationären Jugendhilfe geht es oft um missbrauchte oder vernachlässigte Kinder. Das ist der Ansatz der Einrichtung und natürlich ist bei uns die Aufgabe die Kinder von ihren Familien aufzufangen und wieder Beziehungsarbeit zu leisten, damit diese Problemlagen gelöst werden können. Außerdem begleiten wir sie in dem Alltag, damit sie es irgendwann selbstständig führen können. Und da ist es auch unsere Aufgabe gewisse Themen aufzufangen und zu bearbeiten. Aber auch den angebotenen Terminen, wie zum Beispiel die Therapie oder unterschiedliche Hilfsangebote zu begleiten. Auch das ist nicht immer einfach, da man, wenn man nach Hause geht, nicht unbedingt immer abschließen kann mit dem Thema, sondern viele Dinge die den Kindern passiert sind, die sie uns dann mitteilen, schwer aufzunehmen und zu verarbeiten. Auch für uns PädagogInnen und, dass man da irgendwie eine Richtlinie finden muss mit der man sich der Aufgabe stellen kann und diese auch besser verarbeiten kann.



D.U.: Was macht die Vielseitigkeit in Ihrem Arbeitsalltag aus?

I.: Vielseitig sind natürlich die unterschiedlichen Kinder und Jugendlichen, die unterschiedliche Dinge in ihrem Leben erfahren mussten und diese auch unterschiedlich aufarbeiten. Natürlich ist auch die Vielseitigkeit der Tiergestützten Arbeit gegeben, diese wird nämlich von uns PädagogInnen ausgeführt und gemeinsam mit den Kindern werden da beispielsweise die Tiere versorgt und auch der unterschiedliche Tagesablauf ist sehr abwechslungsreich und vielseitig da niemals ein Tag wie ein anderer Tag ist.

D.U.: Wie gestaltet sich insgesamt die Zusammenarbeit mit der Klientel?

I.: Die Zusammenarbeit mit dem Klientel ist sehr schön und sehr abwechslungsreich auch sehr aufregend und sehr belastend. Die Kinder haben teilweise Dinge erlebt, die für uns voll unverständlich sind und nicht nachvollziehbar. Und die Kinder in ihrer Entwicklung zu beobachten ist eine sehr tolle Aufgabe und die Zusammenarbeit damit ist sehr schön da auch die Kinder mit der Zeit immer mehr zurückgeben und auch viel Nähe zu lassen, weil wir einfach, so muss man das mal sagen, eine Ersatzfamilie sein könnten. Natürlich ist das nicht das Ziel die Familie zu ersetzen, sondern immer die Rückführung in die Familie. Aber bei Kindern, bei denen das niemals möglich sein wird, da die Eltern beispielsweise nicht bereit sind ihre Kinder zu übernehmen, für die sind wir tatsächlich Familienersatz und dieses Gemeinschaftsgefühl ist, sowie für das Kind als auch für die BetreuerInnen ein sehr schönes beisammen leben. Wir geben den Kindern ein zu Hause und eine Perspektive für die Zukunft und sind mit Stolz erfüllt, wenn die Kinder das auch gut leben und annehmen können.

D.U.: Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner*innen?

I.: Dadurch, dass die Kinder bei uns wohnen haben wir natürlich sehr viele KooperationspartnerInnen die sich sehr unterschiedlich gestalten, wie beispielsweise Jugendämter, Familien, LehrerInnen, Schulen, Kindergärten, Vereine, Therapeuten, und noch vieles mehr. Aus dem Grund wird bei uns im Bezugsbetreuer System gearbeitet, sodass die Kinder die Möglichkeit haben einen AnsprechpartnerIn für jegliche Dinge zu haben die sie betreffen. So fühlt sich immer ein/e KollegIn für ein Kind verantwortlich und für ihre Familie sowie für ihr Umfeld. Natürlich haben die

unterschiedlichsten KooperationspartnerInnen unterschiedliche Bedingungen und Arbeitsfelder. Dadurch ist die Arbeit mit KooperationspartnerInnen sehr abwechslungsreich gestaltet und der Austausch funktioniert aber oft sehr gut. Natürlich gibt es da auch negative Beispiele aber die halten sich relativ klein.

D.U.: Was motiviert Sie in Ihrem Arbeitsalltag?

I.: Motivieren tut mich der Gedanke, dass die Kinder teilweise in uns ihre Familie sehen auch die Arbeit mit den Familien, wenn man sieht, dass die Kinder endlich wieder zurückziehen können und sich freuen ihre Familien wieder zu sehen und in diese wieder hinein schlüpfen zu können, sodass sie wieder ein glückliches Familienleben fühlen können. Auch das Lächeln nach angeführten Angeboten ist sehr motivierend für die weitere Arbeit mit den KlientInnen.

D.U.: Was würden Sie an Ihrem Arbeitsalltag verändern?

I.: An dem Arbeitsalltag mit den Kindern und mit dem Konzept der tiergestützten Arbeit würde ich nichts ändern wollen, da ich merke, dass es sehr sinnvoll ist und auch sehr zielführend, wenn man genauso auch weiterarbeitet und das die Bilanz sehr positiv ist, dass die Kinder ein selbstständiges Leben führen können beziehungsweise zu ihren Familien zurückkehren dürfen.

Berufsfeld

D.U.: In welchem Berufsfeld sind Sie tätig?

I.: Ich bin in einer stationären Kinder und Jugendhilfe Einrichtung auch genannt als Wohngruppe für Mädchen die ein traumatisches Erlebnis oder ein traumatisches Leben erleiden mussten.

D.U.: Wie würden Sie Ihre Kernaktivitäten Ihrer Arbeit beschreiben?

I.: Ich würde sagen, dass ich die Kinder in ihrem Alltag begleite und ihnen eine Perspektive aufzeigen kann, wie sie irgendwann ein selbstständiges Leben führen könnten. Auch die Rückführung in die Familien ist ein sehr großes Ziel und das wird mit den Familien und den Kindern gemeinsam aufgearbeitet.

D.U.: Was hat sie dazu bewegt in diesem Berufsfeld tätig zu werden?

I.: Tatsächlich bin ich mit der Einrichtung in der Nähe aufgewachsen und ich kenne die Chefin



selber aus meiner Kindheit also ich habe nicht in der Einrichtung gewohnt, sondern meine Mutter hat dort angefangen zu arbeiten. Und durch ein Praktikum in der Erzieherausbildung konnte ich mir auch vorstellen dort zu arbeiten, da ich selber auch immer mit Kindern aus der Einrichtung zur Schule gegangen bin oder auch befreundet war auch das war natürlich schon in meiner Jugend sehr belastend teilweise für mich aber hat mir auch gezeigt, dass ich genau in die Richtung gehen möchte. Aus dem Grund kann ich mir da auch noch vorstellen ein weiteres Studium zu machen um qualitativer arbeiten zu können.

D.U.: Was macht aus Ihrer Sicht ihr Berufsfeld aus?

I.: Was meiner Ansicht nach das Berufsfeld ausmacht ist das Nähe und Distanzverhalten. Natürlich ist es schön diese Familien zu erleben und es ist genauso schön zu sehen, wenn die Kinder wieder in ihre Familie zurückkehren dürfen und darüber ganz stolz sind und aber auch teilweise mit einem weinenden und einem lachenden Auge gehen, wie beispielsweise ein Mädchen welches, wenn sie zu Hause war in der Einrichtung anrief und erzählte, dass sie uns so vermisst hat. Das hat mich sehr geprägt und macht meiner Meinung nach das Berufsfeld der stationären Einrichtung aus.

D.U.: Welche Voraussetzungen / Qualifikationen muss man erfüllen, um in Ihrem Beruf zu arbeiten?

I.: Man braucht mindestens eine Erzieherausbildung. Auch das Praktikum durfte ich erst in dem letzten Ausbildungsjahr in der stationären Jugendhilfe machen, da mir gesagt worden ist, dass das Berufsfeld sehr belastend für jugendliche Minderjährige sein kann. Aus dem Grund habe ich mich danach für das Arbeitsfeld entschieden und muss auch sagen, dass ein Studium sehr von Vorteil ist, um selber auch zu lernen in verschiedene Situation zu handeln. Auch Berufserfahrung ist von Vorteil oder auch Menschenkenntnis ist von Vorteil um mit den Kindern vernünftig in verschiedene Situation umgehen zu können.

D.U.: Haben sie vorher Erfahrungen in anderen Berufsfeldern gesammelt, die Ihnen in Ihrem jetzigen Beruf weiterhelfen?

I.: Ich bin selber gelernte Erzieherin und habe dann das Studium zur sozialen Arbeit begonnen. Erfahrungen habe ich bisher nur durch die Praktika in der Ausbildung bekommen und kann aber sagen, dass mir während des Studi-

ums die Praxis die ich hatte gut geholfen hat, da ich viel von der Theorie in die Praxis umsetzen konnte aber auch gleichzeitig viel von der Praxis in die Theorie projizieren konnte. Um zu schauen, ob das überhaupt umsetzbar in der Praxis ist. Auch auf dem Lebenslauf macht tatsächlich neben dem Studium die Berufserfahrung sehr viel aus und wird gut angenommen.

D.U.: Was sind die Zielgruppen bzw. welche Menschen werden durch Ihren Bereich der Soziale Arbeit erreicht?

I.: Die Zielgruppe in der stationären Kinder und Jugendhilfe, gerade in der Einrichtung für Mädchen sind Kinder und Jugendliche im Alter von 7-18 Jahren. Kinder die selber in ihren Familien nicht mehr klarkommen oder auch andersrum, dass die Familien mit den Kindern nicht mehr klarkommen, sind hier genau richtig und werden aufgenommen. Von Vorteil ist hier auch das Interesse an Tieren, da viel tiergestützt gearbeitet wird.

D.U.: Wird und vor allem wie wird ihr Berufsfeld aus Ihrer Sicht von der Gesellschaft wahrgenommen?

I.: Das ist eine sehr interessante Frage, da ich von vielen Eltern auch schon die Rückmeldung bekommen habe, die selber in einem Heim waren, dass sie das sehr sehr negativ auffassen. Generell die Kinder die sich damals in meiner Jugend selber erklären mussten, wo sie wohnen war nicht immer einfach, da immer das Thema des Heimes also, so ein typischer Flur mit zehn Zimmern war dort ein ganz normales Bild von anderen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen Menschen. Wenn andere Menschen viel Kontakt mit der Einrichtung aufgebaut haben, haben sie gesehen, dass es da natürlich auch Unterschiede zu einer früheren Zeit gibt. Durch viele Filme war das Bild einer Einrichtung beziehungsweise eines Heimes sehr schwierig angesehen und jetzt ist es glaube ich die Aufgabe von unserer Generation das wieder ein wenig aufzuarbeiten.

D.U.: Wie kann der Beruf in Zukunft noch attraktiver für die Außenwelt dargestellt werden?

I.: Durch viel Aufklärungsarbeit ist es bestimmt sinnvoll, sodass man sagen kann, dass der Beruf als SozialarbeiterInnen oder als ErzieherInnen generell als PädagogInnen in einer Einrichtung beziehungsweise in einem Heim einen besseren Stand in der Gesellschaft hat.



Disziplinen

D.U.: Welche Fähigkeiten müssen Sie aus Ihrer Sicht für Ihren Beruf besitzen?

I.: Große Themen sind natürlich Wertschätzung, die Empathie und die Transparenz. Genauso aber auch das Durchsetzungsvermögen, die Kooperationsmöglichkeiten mit Kindern und auch anderen Institutionen und PartnerInnen auch eine offene Kommunikation ist ganz wichtig und ich glaube die eigene Persönlichkeit spielt noch ganz ganz viel mit rein, auch generell was die Erfahrung ausmacht oder auch die allgemeine Menschenkenntnis.

D.U.: Wurden Ihnen die benötigten Fähigkeiten innerhalb des absolvierten Studiums / der absolvierten Ausbildung vermittelt?

I.: Ich muss sagen zum Vergleich der Erzieherausbildung und des Studiums der sozialen Arbeit hab ich schon einen großen Unterschied gemerkt. Gerade in dem Berufsfeld der Kinder und Jugendhilfe. In der Ausbildung zur Erzieherin war immer das Thema Kindergarten, Elementarbereich, Krippe, Hort oder Schulen. Natürlich wurde auch die Kinder und Jugendhilfe angesprochen, wie Heime oder andere Institutionen aber darauf vorbereitet wurde man nicht richtig. Deswegen ist es für mich schwer vorzustellen nur als Erzieherin in so einer Einrichtung zu sein da mir so viel Hintergrundwissen fehlen würde. Durch das Studium der sozialen Arbeit habe ich schon jetzt in der Zeit bemerkt, was für ein Unterschied zwischen Studium und Ausbildung steckt.

D.U.: Kann man manche Fähigkeiten auch erst im Beruf erlernen?

I.: Natürlich, manche Fähigkeiten kann man auch erst durch die Berufserfahrung lernen durch die Ausbildung. Durch das Studium lernt man natürlich auch erst die theoretischen Grundlagen und die Umsetzung findet oft erst in der Praxis statt beispielsweise der Umgang mit den Kindern, welche Regeln müssen durchgezogen werden, wo kann man noch mal eine Ausnahme machen oder ein Auge zu drücken, was ist wichtig und was ist unwichtig. Das lernt man nur durch die praktische Erfahrung im Arbeitsalltag.

D.U.: Was ist für Sie das Wichtigste an Ihrer Arbeit?

I.: Das wichtigste ist für mich an der Arbeit das ich gerne zur Arbeit gehe und dass ich auch

mit einem guten Gefühl wieder nach Hause gehen kann. Natürlich ist das nicht immer der Fall, gerade wenn sich ein Kind öffnet oder man Hintergrund Informationen über das Leben der Kinder mitbekommt und trotzdem sehe ich meist täglich Erfolge, die einen immer wieder zur Weiterarbeit motivieren.

D.U.: In welchen Bereichen stoßen Sie an Ihre persönlichen Grenzen?

I.: Das ist eine sehr schwierige Frage, da ich bemerkt habe, dass ich sehr belastbar bin aber tatsächlich fällt mir da die Arbeit mit Menschen mit Behinderung ein. Die Wohngruppe ist tatsächlich nicht unbedingt ausgelegt für Behinderte Menschen. Tatsächlich wird aber bei Menschen mit einer geistigen Behinderung oder lernschwäche eine Ausnahme gemacht. Es ist für mich sehr schwierig Geduld für Menschen aufzubringen die nicht immer alles direkt verstehen und man manchmal auch zehn Mal am Tag dasselbe erklären muss obwohl man eigentlich denkt, dass das Kind genau das schon weiß und eigentlich doch begreifen müsste. Für mich wäre es auch unvorstellbar mit schwer Mehrfachbehinderungen Menschen zu arbeiten, da ich immer viel zu viel Mitleid mit den Menschen habe und das nicht richtig für einen pädagogischen Alltag wäre.

D.U.: Welche Bezugswissenschaften beeinflusst Ihre Arbeit am meisten?

I.: Dazu wüsste ich tatsächlich jetzt nicht genau eine Antwort.

D.U.: Was macht aus Ihrer Sicht einen kompetenten Hilfeleistenden aus?

I.: Ich glaube, dass es wichtig ist immer ein offenes Ohr zu haben und genau zuzuhören was derjenige, das Gegenüber zu sagen hat und auch dann das angemessen gehandelt wird und das angemessen muss man natürlich durch Berufserfahrung und persönliche weiter Entwicklung erst erlernen. Auch ein Mensch der sich freiwillig weiterentwickelt und über den Tellerrand hinaus schaut ist für mich ein kompetente Hilfeleistender.

D.U.: Welchen Ihrer Meinung nach schwierigen Situationen mussten Sie sich schon während Ihrer Tätigkeit in diesem Berufsfeld stellen?

I.: Es gab tatsächlich schon mehrere schwierige Situationen, wo ich vor der Situation stand und darauf keine Antwort wusste. Beispielsweise erklärte mir ein- oder auch noch ein anderes Mädchen wie sie sexuell miss-

Work
Life
Balance

Nähe
Vielseitig

Distanz
Transparenz

Empathie
Wertschätzung

kreativ



Hilfsbereit



braucht worden ist, beispielsweise von ihrem Vater oder von ihrem Opa. Und für mich war es in dieser Situation sehr schwer dort passende Worte für zu finden. Das eine Mal war das Mädchen sehr stolz auf ihre Aussage vor Gericht und dass ihre Mutter ihr endlich Glauben geschenkt hatte, da habe ich mich natürlich dann mit dem Mädchen gefreut. Der andere Fall war so, dass das Kind zu mir kam und sich mir anvertraut hat, dass sie sexuell missbraucht worden ist. Da habe ich ihr nur das mit den schlechten und guten Geheimnissen erklärt, genauso wie das ich damit meinen KollegInnen drüber sprechen muss, wenn das für Sie in Ordnung ist oder, ob wir gemeinsam noch mal mit anderen KollegInnen darüber sprechen möchten und dann hat das ganze seinen Lauf genommen und es wurde eine Aussage gegenüber dem Gericht gemacht. Der Elternkontakt wurde daraufhin natürlich beschränkt, was mir für das Kind sehr leidtun hat aber auch gleichzeitig ein Segen war um das Kind vor weiteren Übergriffen zu schützen. „Ausblick“ (Leidenschaft, Faszination, Zukunft ...)

Für die Zukunft wünsche ich mir natürlich, dass die Arbeit in einer Einrichtung beziehungsweise in einem Heim in der Gesellschaft bessergestellt wird und das auch mehr Leidenschaft für den Job in einer stationären Einrichtung gesteigert wird. Meine eigene Idee wäre es da tatsächlich, dass man mehr auf die MitarbeiterInnen eingeht um diese zu schützen und ihnen auch gleichzeitig ein besseres privates Umfeld zu gestalten, beispielsweise in der Abgrenzung der Fälle und in dem auffangen der eigenen Emotionen. Ich würde mir auch für die Zukunft immer noch mal vorstellen können in einer stationären Einrichtung zu arbeiten aber tatsächlich möchte ich mich selber dafür weiterbilden um besser handeln zu können und den Kindern zu helfen.

D.U.: Was gefällt Ihnen besonders an Ihrem Beruf und den Menschen, mit denen Sie arbeiten?

I.: Besonders gefällt mir das, was man zurückbekommt, beispielsweise natürlich auch die Offenheit der Kinder, wenn sie einem etwas anvertrauen gleichzeitig aber auch die schönen Ereignisse beispielsweise die erste Liebe oder der erste Kuss oder der erste Erfolg in der Schule. Auch die Nähe und Distanz die man gleichzeitig in der Einrichtung erfährt ist sehr schön mit zu erleben und die besondere Entwicklung der einzelnen Kinder ist sehr schön zu beobachten und mit erleben zu dürfen.

D.U.: Angenommen, Sie könnten eine Sache an Ihrem Berufsfeld ändern, was wäre das?

I.: Ändern würde ich tatsächlich für die ArbeitnehmerInnen mehrere Dinge. Für mich ist es wichtig, wenn da eine 24 Stunden Betreuung ist, dass dort auch genug Personal eingestellt wird, um die eigene Privatsphäre genießen zu können. Gerade in diesem Beruf finde ich die eigene private Umgebung sehr wichtig um gestärkt wieder zur Arbeit gehen zu können. Ich finde es sehr schwierig, wenn man teilweise unterbesetzt ist und man das spontane Arbeiten nicht abwenden kann da die Kinder ja immer betreut werden müssen. Natürlich stehen die Kinder da im Vordergrund, aber wichtig ist es ja auch mit sich selber im Einklang zu sein um den Kindern überhaupt eine Stütze sein zu können.

D.U.: Aus welchen persönlichen Werten ziehen Sie ihre Motivation für Ihre Tätigkeit?

I.: Ich bin tatsächlich sehr selbstständig und auch sehr strukturiert aufgewachsen. Ich habe einfach gemerkt, dass manchen Kindern das sehr fehlt und die Kinder oft in einer stationären Einrichtung sind, wenn die Strukturen in dem eigenen Familienhaushalt nicht gegeben sind. Daher ist es für mich wichtig und deswegen sehe ich auch die Motivation daraus, dass die Kinder irgendwann selbstständig ein Leben führen können auch ein selbstbestimmtes Leben ist da ganz ganz wichtig für Kinder, die tatsächlich Übergriffe schon erleben mussten egal in welcher Hinsicht ob er sexuell oder handgreiflich ist, ist es wichtig ein selbstbestimmtes Leben beizubringen. Da sehe ich es in der Aufgabe der PädagogInnen dies aufzuarbeiten.

D.U.: Würden Sie einem Berufseinsteigenden Ihren Beruf empfehlen?

I.: Wenn ich die eigenen Erfahrungen vor meiner Ausbildung und während meiner Ausbildung privat nicht gemacht hätte, würde ich es glaube ich tatsächlich keinem EinsteigerIn empfehlen. Ich habe tatsächlich in diesen drei Jahren schon sehr viele PraktikantInnen und auch sehr viele MitarbeiterInnen gehen sehen, die diesen Beruf sehr belastend empfunden haben, was auch so ist und womit man erst mal klarkommen muss. Und wenn man da nicht selber mit umgehen kann und merkt dafür ist man nicht ausgelegt, nicht belastbar genug sollte man da auch nicht direkt in den Beruf einsteigen, nicht beispielsweise als ErzieherIn, als SozialarbeiterIn könnte ich mir das schon eher vorstellen kommt natürlich darauf an wo das Hauptaugenmerk des Studiums lag.



D.U.: Wie sehen Ihre beruflichen Wünsche und Ziele für die Zukunft aus?

I.: Ich bin jetzt im fünften Semester des Studiums für Soziale Arbeit, ich habe die Erzieherausbildung vier Jahre gemacht und inzwischen drei Jahre Berufserfahrung in der stationären Jugendhilfe gesammelt, werde jetzt demnächst in einer Familienhilfe anfangen um mein Studium besser fortführen zu können und wünsche mir für die Zukunft tatsächlich immer noch mal in die stationäre Jugendhilfe zurückzukehren. Aber dann tatsächlich am liebsten als Kinder und Jugendpsychotherapeuten ansonsten auch schon mit dem Master für Kinder und Jugendpsychotherapie und dann nachfolgend die Ausbildung zur Jugendpsychotherapeuten, da ich dann das Trauma der Kinder besser mit aufarbeiten kann, um ein erleichtertes Leben zu ermöglichen.

D.U.: Wenn Sie nochmal wählen könnten, würden Sie sich erneut für Ihren Beruf entscheiden - und wenn, warum?

I.: Ich würde mich immer wieder für diesen Beruf entscheiden. Für mich ist nur wichtig, dass die Bedingungen für ArbeitnehmerInnen verbessern um privates und berufliches besser voneinander trennen zu können und da ich mich auch immer weiterbilden möchte merke ich auch selber, dass ich mich immer wieder für das Berufsfeld entscheiden würde.

D.U.: Gibt es noch besondere Themen, Anregungen oder Wünsche um Interessierte über Ihre Berufsfeld zu informieren?

I.: Wie ich eben schon sagte ist es für mich wichtig, dass auch in der 24 Stunden Betreuung 365 Tage im Jahr für genug Personal gesorgt ist, damit man auch tatsächlich pünktlich Feierabend machen kann, um einen geregelten eigenen Alltag genießen zu können. Ansonsten ist es auch immer noch wichtig einen guten Ausgleich im privaten zu haben, sodass man die Traumata, die man mit erleben muss im Arbeitsalltag besser selber verarbeiten kann. Auch da ist es für mich ganz wichtig, dass genug vom ArbeitgeberIn ermöglicht wird diese ganzen Fälle aufarbeiten zu können, um damit besser umgehen zu können und zu handeln. Jeden Tag ist es wichtig den Kindern ein zu Hause zu gestalten und auch zu merken, dass sie sich zu Hause fühlen. Man muss sich da selber so ein bisschen rein denken das ist deren zu Hause das ist daher sehr wichtig wie man mit den Kindern dort auch umgeht. Natürlich sind Regeln und Konsequenzen wichtig aber auch die wichtige Einzelzeit und die

Einzelzuwendung oder auch mal ein bisschen Körperkontakt wie drücken oder auch die Haare zu frisieren gehört für die Kinder dazu. Man kriegt täglich so viel von den Kindern zurück und muss da natürlich auch das Augenmerk auf die Kinder haben.





Kontakt

HAWK
Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst Hildesheim/Holzminde/Göttingen
Fakultät Soziale Arbeit und Gesundheit
Brühl 20 | 31134 Hildesheim
www.hawk.de/s

Zeitung: Soziale Arbeit und Gesundheit im Gespräch | Nr. 24/2021 | ISSN 2510-1722
Redaktion der Zeitung: Dr. Andreas W. Hohmann

